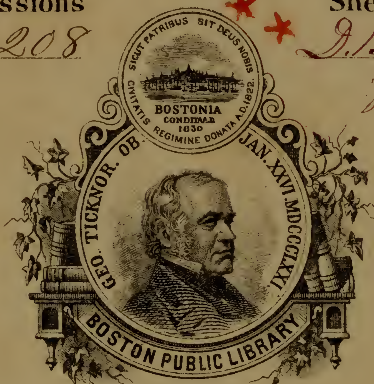

SICUT PATRIBUS SIT DEUS NOBIS
CIVITATIS REGIMINE DONATA A.D. 1822.
BOSTONIA
CONDITA A.D.
1630
GEO. TICKNOR. OB. JAN. XXVI MDCCCLXXI.
BOSTON PUBLIC LIBRARY

Altes und Neues

aus

Spanien

von

Julius Freiherrn von Minutoli Dr.

Königl. Preuß. Wirkl. Geh. Ober-Regierungsrathe, General-Consul für Spanien und Portugal, der Königl. Akademie der Geschichte zu Madrid, der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Barcelona, der Königl. ökonomischen Gesellschaft auf Teneriffa und anderer Akademien, historischen und naturwissenschaftlichen Vereine Mitgliede und Ehrenmitgliede.

Zweiter Band.

Berlin.

Allgemeine Deutsche Verlags-Anstalt.

(Sigismund Wolff.)

1854.



Der Königsmörder Merino.

Der 2. Februar 1852 zeigte Madrid in seinem vollen Glanze. Es war ein heller und schöner Wintertag. Der klare Himmel und die schon wärmende Sonne, noch mehr aber das Fest des Tages hatten Alles in Bewegung gesetzt. Die Häuser waren vom frühen Morgen ab geschmückt, das Militair im Paradeanzug zog mit klingendem Spiele durch die Straßen, in denen sich ein gewaltiger Strom festlich gekleideter Menschen aus allen Ständen, aus der Residenz und Umgegend fortbewegte; geleitet und durch zahlreiche berittene und unberittene Guardias civiles und Polizeisoldaten vom Fahrdamm zurückgehalten, auf welchem in hastiger Eile zahllose Beamte, Edelleute und Hofcavaliere in großer Eile, theils nach dem Königlichen Palaste, theils in entgegengesetzter Richtung nach der Kirche von Atocha fuhren.

Von 11 Uhr Vormittags ab wurden diejenigen Straßen, durch welche der feierliche Zug sich bewegen sollte, abgesperrt. Vom Bogen des Palastes ab, die Calle mayor, Puerta del Sol, Calle Alcala und der Paseo del Prado Kopf an Kopf stand die neugierige Menge zusammenge-

drängt. Die mit Teppichen, Wimpeln und Blumengehängen geschmückten Balcons waren bis an die höchsten Stockwerke mit Herren und Damen besetzt, und von den Dächern blickten wiederum Tausende hinab und harrten des Schauspiels. Alles wollte die geliebte junge Königin, die glückliche, liebende Mutter, und ihre Tochter, die künftige Thronerbin, die Prinzessin von Asturien selbst sehen, selbst begrüßen und in den Jubel des spanischen Volkes mit vollem Herzen einstimmen. Es war der erste Ausgang der Königin. Im feierlichen Zuge wollte sie ihre Schritte durch die Stadt zur gebenedeiten Mutter Gottes von Atocha richten. Sie wollte ihr Kind in dem Tempel an die Stufen des Altars ihrer Schutzpatronin tragen, und Gott danken für die ihr und dem Lande bewiesene Gnade, und seinen Segen über das Kind und das Vaterland erflehen.

Die Haltung des Publikums war eine der Feier des Tages würdige; eine ernste, innerlich bewegte, begeisterte Stimmung beherrschte Alle; kein lautes Sprechen, Schreien, Drängen, Lachen — nur Stille und Anstand, wie es der Augenblick mit sich brachte. Es war aber auch ein großes Fest für Madrid! nebenbei durch eine Pracht in Aufzügen und Ceremoniell eingeleitet, welche selbst der bloßen Neugierde reichlichen Stoff zu bieten, geeignet war.

Da in Madrid dergleichen Aufzüge mit großer Pünktlichkeit vor sich gehen, so fiel es auf, daß der Zug sich gegen 2 Uhr noch nicht in Bewegung gesetzt hatte. Plötzlich sprengten Ordonnanzofficiere mit verhängten Zügeln die Straßen hinab. Befehle wurden ausgegeben, die Militairspaliere wurden eilig zusammengezogen und die Bataillone marschirten im Geschwindschritt nach dem Palaste zu ab.

Die Equipagen der Minister folgten ihnen von der Atocha-kirche her im vollsten Galopp, und trotz alles Rufens nach Platz, war es nicht möglich, den herantrabenden Cavallerie-regimentern Raum durch die dichtgedrängten Massen zu gewähren. Die Artillerie rasselte die Calle mayor herauf, lud mit Granaten und stellte sich auf der Puerta del Sol auf. Zu den überraschten und ängstlichen Erkundigungen gesellten sich Gerüchte von einem Attentate gegen das Leben der Königin im Palast: und wiewohl Niemand daran glaubte nnd Viele voller Besorgniß nach Hause eilten, drängte doch der Hauptstrom der Menschen sich nach dem Palastplatze, um dort selbst die Bestätigung des Unglaublichen zu vermehren. Große Truppenmassen waren dort aufgestellt — die Diplomaten, Beamten und Priester, Alles eilte nach und in den Palast — die Nachricht bestätigte sich — ein Attentat gegen das geheiligte Leben der Königin, geliebt und angebetet von Allen, an diesem Tage, in diesem Augenblicke! — und wie es sogleich hieß, vollführt durch einen Priester — diese Nachricht erschütterte die Masse bis zur Erstarrung. Jeder wollte sehen, hören, wissen, fragen — und die Widerlegung der furchtbarsten Besorgnisse vernehmen — als vom Palast aus die Nachricht sich verbreitete, daß die Königin lebe und Gefahr nicht vorhanden zu sein scheine; daan, daß die Königin sich erholt und Worte der Gnade für den verruchten Mörder gesprochen habe. —

Der Blitzstrahl bedarf nicht mehr Zeit, um vom Donner begleitet zu zünden und in helle Flammen aufzulodern als die Nachricht, die Tausende durchzuckte und electrisirte — und ein viva la Reina aus hunderttausend gepreßten

Kehlen zum Himmel hinauf ertönte. — Viva la Reina — rief das Volk, viva la Reina riefen die Truppen und viva la Reina riefen Alle zusammen! und während dem fortrollenden Donner gleich, das Echo den Ruf überall hintrug und fort und fort wiederholte, und dies der einzige Laut war, der vernommen wurde, war es auch nur ein Gefühl, das jeden leitetete, des Nachbars Hand zu erfassen und zu drücken, um zu bestätigen, daß Alle gleich empfänden.

Die Königin war zum Gottesdienst in der Königlichen Schloßkapelle gewesen. Mit dem Ausdruck unbeschreiblicher Zärtlichkeit und Glückseligkeit hatte sie die jüngstgeborene Prinzessin in ihre Arme genommen und sie mit Liebkosungen umarmt, welche von dem Kinde erwidert wurden. Alle Umstehenden waren gerührt gewesen von diesem Bilde und dem Glücke der Königlichen Eltern.

Mit diesen Eindrücken verließ man die Königliche Kapelle. Die Königin war umgeben von der Königin Mutter, dem Herzog von Montpensier und Gemahlin, dem Infanten Francisco Paula de Asis, dem päpstlichen Nuntius, dem Cardinal Erzbischof von Toledo. Hinter der Königin folgte die Marquise von Povar mit der kleinen Prinzessin von Asturien. Das Andrängen der Zuschauer, welche die geliebte Königin sehen wollten, war so stark, daß der Zug mitunter halten mußte und der päpstliche Nuntius von der Seite der Königin gedrängt wurde.

Beim Durchgehen durch die Gallerie, in der Gegend, wo diese an den Hellebardensaal stößt, gerieth der Zug,

durch die große Menge von Zuschauern, die sich überall zusammengedrängt hatten, auf einen Augenblick ins Stocken. Die Königin blieb stehen, um sich mit dem Könige zu unterhalten. In diesem Augenblicke drängte sich ein greiser Priester im Amtsgewande durch die zu beiden Seiten des Zuges gehenden Hellebardiere, näherte sich der Königin und ließ sich vor ihr auf ein Knie nieder. Die Umstehenden glaubten nicht anders, als daß es sich darum handle, der Königin eine Bittschrift zu überreichen, was nicht auffallen konnte, da die spanische Königsfamilie bei solchen Gelegenheiten allen Klassen der Bevölkerung zugänglich ist. Anders war die Absicht des Geistlichen, welcher einen Dolch aus der Brusttasche riß, sich plötzlich erhob, auf die Königin stürzte, und ihr mit voller Gewalt einen Stich nach der Brust versetzte. Auf den scharfen Schrei der Königin, welche zurücksank, rief der Priester mit teuflischem Hohne: „Ha! Du hast genug!“

Niemand malt das Entsetzen, das alle Umstehenden ergriff. Es vergingen Sekunden, ohne daß sich Jemand aus der Erstarrung erholte, die alle ergriffen hatte, die es unglaublich erscheinen ließ, daß das Attentat wirklich stattgefunden habe. In Mitten der Verwirrung über ein so unerhörtes Verbrechen war die Königin die Einzige, welche ihre volle Besinnung bewahrt hatte. Sie dachte, wiewohl sich verwundet fühlend, und ihre Hand, die sich nach der Stelle der Wunde bewegte, mit Blut überströmt sehend, nur an die Gefahr, die etwa der Prinzessin drohen könne, und rief mit einem herzzerreißenden Schrei: „Mein Kind, mein Kind!“

Während D. Mencos, einer der Hellebardierofficiere

seine Hellebarde fallen ließ, und die kleine Prinzessin von Asturien, welche hinter der Königin von der Marquise von Povar getragen wurde, mit beiden Händen ergriff, in die Höhe hob und sie der Königin hinhielt um zu beweisen, daß sie ungefährdet und wohl sei, stürzten sich einige Granden unter den lautesten Acclamamationen der entrüsteten Anwesenden auf den Mörder, der erst jetzt den Dolch, welchen er bis dahin in der Hand behalten, fallen ließ. Der Herzog von Tamanus hielt ihn fest, der Haushofmeister Fernando de Torrijos ergriff seinen hochgehobenen linken, der Hellebardenträger Joaquin Alvarez den rechten Arm des Frevlers. Sebastian Mencos, Paulino Rabadan und der Graf Balazoti drängten ihn aus der Nähe der Königin und schleppten ihn, von Andern unterstützt nach dem Saale der Hellebardenträger. Beim Durchsuchen seiner Kleider fand man die Scheide des Dolchs innerhalb der Brusttasche des Priestergewandes festgenäht. Auf diese Thatsache hin erklärte der Mörder:

„Wohl! ich bin es gewesen! ich habe die That vollbracht! Ich hatte geschworen, die Schmach der Menschheit zu rächen, die Untreue der Fürsten zu bestrafen und nicht eher nach Hause zurückzukehren, bis ich die Königin ermordet haben würde. Schon früher hätte ich die That vollbracht, aber ich wollte abwarten, bis die Königin volljährig sein würde. Auch die Königin Mutter und den Herzog von Valencia würde ich getödtet haben, wenn sich mir die Gelegenheit dazu geboten hätte."

Der Adjutant der Hellebardiere Casani nahm diese Aeußerungen sogleich zu Protocoll und der hinzugekommene

Palastrichter schloß daran unter Beobachtung der gesetzlich vorgeschriebenen Formalien ein ausführliches Verhör. Der Mörder nannte sich Martin Merino, gab an, daß er aus Arnedo in der Provinz Logroño gebürtig und 63 Jahr alt sei.

Er war ursprünglich Klostermönch, Franziskaner von San Diego gewesen aber unzufrieden mit dem strengen Klosterleben hatte er 1821 die Säcularisation erhalten. Schon damals hatte er Proben eines politischen Fanatismus abgelegt, und es hieß, daß er dem König Ferdinand einst mit der Pistole in der einen, und der Constitution in der andern Hand entgegengetreten sei. Wegen dieses Vorfalles floh er nach Frankreich. Er trat dort in eine Parochie, gab spanischen Sprachunterricht und bemühte sich, so viel Geld als immer möglich zu erwerben. Nachdem im Jahre 1832 die Königin Christine allen Spaniern, welche politischer Verhältnisse wegen sich im Auslande aufhielten, die Rückkehr gestattete, machte auch Merino von dieser Erlaubniß Gebrauch, jedoch erst im Jahre 1841. In Madrid trat er als Capellan in die Parochie von San Sebastian, in welcher er bis 1844 verblieb, wo er nach San Millar versetzt wurde. Im Jahre 1841 reklamirte er seine Säcularisationspension. Der Antrag wurde mit Bezug auf Nr. 3 des Art. 53. des Gesetzes vom 29. Juli 1837 — vom Schatze am 26. Mai 1842 abgelehnt. Durch eine Verfügung des Regenten vom 24. August 1842 erhielt er dennoch die Pension von 5 Realen täglich, und am 24. October 1849 — wird mit Bezug darauf, daß er 60 Jahr alt, die Pension auf 6 Realen erhöht und bis Ende 1851 ausgezahlt. Die fehlgeschlagene Aussicht auf eine höhere

Pension schien ihn erbittert zu haben, da er ein besonderes Vergnügen an Geldspeculationen fand. Auf diese Weise gewann er beträchtliche Summen, über deren Erwerb er sich nicht vollständig auszuweisen im Stande war. Er verlieh Geld auf Pfand und namentlich kleine Summen an vormalige Klostergeistliche, welche sich in dürftigen Umständen befanden gegen die unerhörtesten wucherischen Zinsen. Er trieb diese Wucherei auf eine so unverschämte Weise, daß er mehrfach Unannehmlichkeiten erfahren mußte, und einmal sogar aus derselben Veranlassung öffentlich auf der Straße Ohrfeigen erhielt. Als die geistliche Oberbehörde dies erfuhr, ward er mit ernster Rüge bestraft und in eine andre Parochie versetzt.

Im Jahre 1843 betheiligte er sich als Actionair bei dem Tagesblatt la Tarantela, bis er im Jahre 1846 auf Grund entstandener Verdrießlichkeiten durch seine Vorgesetzten veranlaßt ward, auszutreten. Seine Wuchergeschäfte hatten ihm so viele Feinde zugezogen, die ihm auflauerten, um ihn zu mißhandeln, daß er sich nicht mehr bei Tage auszugehen getraute, sondern erst, wenn es dunkelte, sein Haus verließ.

Er hatte immer einen extremen Liberalismus zur Schau getragen; er hatte auch 1808 die Partei der Cruzados ergriffen. Im Jahre 1819 mußte er deshalb nach Frankreich flüchten. 1820 — 1823 war er einer der wüthendsten Redner des Kaffee Lenoncini. Er hatte oft gesagt:

> Alle Könige vom ersten bis zum letzten sind Tyrannen; Europa wird nicht eher in Ruhe kommen, als es sich nicht von solchen Ungeheuern befreit haben wird.

Merino war täglich im Lesecabinet San Felipe, wo er alle Zeitschriften mit Hast verschlang. Seit Louis Napoleons Auftreten am 2. Dezember bemerkten die übrigen Personen im Lesezimmer, daß er sich heftiger und exaltirter geberdete als früher. Einige abgerissene und leise ausgesprochene Worte, die er damals fallen ließ, machen es wahrscheinlich, daß er sich schon damals mit dem Gedanken des beabsichtigten Verbrechens beschäftigt habe. — — Merino war groß und hager, aber kräftig von Gestalt; sein Haar ganz weiß. Er war vollständig ruhig und unbefangen.

Nachdem das zweite Verhör im Hellebardensaale mit ihm aufgenommen, benahm er sich mit einer Brutalität und Gleichgültigkeit, die alle Umstehenden empörte. Er sagte mehrmals halblaut vor sich hin: O ich weiß, der Dolch ist tief genug eingedrungen.

Als ein höherer Officier voll Wuth auf ihn zutrat und ihm sagte:

Pfui über Dich! wäre ich in der Nähe gewesen, ich hätte Dich gleich mit dem Degen über den Haufen gerannt! erwiderte Merino höhnisch lächelnd:

> Da hätten Sie, mein Herr, nichts gethan, als dem Scharfrichter in sein Amt zu greifen.

Einem Hofcavalier, der ihn mit derselben Anrede einzuschüchtern suchte, antwortete er spöttisch:

> Sie hätten also nicht die Zeit abwarten mögen, um das Amt des Scharfrichters selbst zu übernehmen? Sie entwickeln viel Courage gegen einen Wehrlosen!

Als einige hohe Geistliche eintraten, um den Mörder

von Angesicht zu schauen, fixirte Merino den Erzbischof von Toledo auf so unangemessene Weise, daß dieser sich verlegen wandte und den Saal verließ. Der Probst von La Granja erklärte ihm aber, daß

er (Merino) ein schändlicher, unwürdiger Priester sei, eine Schande für seinen Stand.

Da fuhr Merino den Geistlichen an, und überschüttete ihn mit einer solchen Fluth von Vorwürfen und Schmähungen, und hielt ihm dabei so viele scandaleuse Einzelnheiten aus seinem Privatleben vor, daß der Probst sich ganz verlegen zurückzog.

Gegen Abend ward Merino unter sicherer Begleitung zu Wagen nach dem Gefängnisse Saladero gebracht. Die Nachricht von seiner Fortführung hatte die Wuth des Volkes gegen den Königsmörder aufs neue angefacht. Ein Haufe von Männern, die Navaja in den Händen, umgaben den Wagen, worin der Verbrecher saß und verlangten mit Ungestüm seine Herausgabe um ihn zu Tode zu martern. Die den Gefangenen escortirenden Reiter waren genöthigt, die Säbel zu ziehen und von ihrer Waffe Gebrauch zu machen, um ihn sicher und ungefährdet bis zum Gefängnisse zu bringen. Ein lautes nicht endendes viva la Reina erscholl über den mit Menschen gefüllten Platz, was dem Gefangenen die beste Schilderung der öffentlichen Stimmung sein konnte.

Die Königin legte den Weg in ihre Gemächer in steter Sorge um die junge Prinzessin zurück und beschäftigte sich unausgesetzt mit derselben. In ihr Zimmer angelangt, verfiel sie ergriffen von der Scene, dem Schreck und dem

Schmerz in eine tiefe Ohnmacht, in welchem Zustande sie eine volle Viertelstunde blieb.

Ihre ersten Worte beim Erwachen waren Worte der Gnade für den Mörder. —

Die Minister waren aus der Atocha ins Palais geeilt und sogleich zu einem Conseil zusammengetreten, um die Maßregeln, welche die Wichtigkeit des Gegenstandes erforderte, zu berathen. Später traten sie im Staatsministerio zusammen. Der Minister-Präsident und der Justizminister begaben sich persönlich zum Gefangenen ins Gefängniß um durch seine Vernehmung über die Motive zu seinem Verbrechen und etwaige Genossen desselben nähere Erkundigung einzuziehen.

Die verbreitete Furcht, daß die mörderische Waffe vergiftet gewesen, ergab sich nach den angestellten chemischen Versuchen als unbegründet. Der Dolch war 4 Zoll lang, aus der Fabrik von Albacete, in weißer Hornschale, messerartig gefaßt, gerade, von hartem Stahl, außerordentlich spitz und scharf und nach dem Hefte zu geflammt.

Der Mörder hatte den Stoß nicht von unten nach oben geführt, sondern, nachdem er niedergekniet und bei dieser Gelegenheit in die Brusttasche gegriffen und den Dolch gefaßt hatte, richtete er sich rasch auf und stieß mit voller Kraft gegen die Brust der Königin, welche erschreckt durch die schnelle und heftige Bewegung des Priesters, den Oberleib zurückbog, wodurch der Stich eine tiefere Richtung erhielt, als es sonst der Fall gewesen sein würde. Dennoch war die Klinge, obgleich aufgehalten, durch die dicke Goldstickerei des sammtnen Königsmantels in das Corset gedrungen und hatte das Unterkleid und das Hemd, welches

dort drei Falten geschlagen, sechsmal durchschnitten, bevor sie einige Linien tief ins Fleisch drang. Merino sagte später: „er habe gemerkt, daß sich dem Stoße ein Hinderniß in den Weg gestellt habe; daß er denselben habe wiederholen wollen, daß er aber beim Herausziehen des Dolches wie von einem augenblicklichen Schwindel erfaßt worden sei, und deshalb das Verbrechen nicht habe vollenden können.“ Er fügte hinzu, daß der Widerstand, den die Klinge gefunden, und den er herausgefühlt, ihm einen kalten Schweiß auf die Stirn getrieben habe über die Größe des Verbrechens und vor Wuth des Mißlingens.

Obgleich die Königin sehr ergriffen war und sich auf Verlangen der Aerzte zu Bett legen mußte, und sich möglichst viel Ruhe gönnen sollte, so beschäftigte sie sich doch immerfort mit Gedanken über die Beweggründe zur That und mit der Begnadigung des Verbrechers.

Was kann ich ihm gethan haben? fragte sie oft — daß er mich hat tödten wollen? ich will ihn sehen, ich will ihn selbst sprechen.

Die Königin Mutter und die Herzogin von Montpensier verließen das Lager der Königin nicht. Der König, der unmittelbar nach dem Attentate den Degen gezogen hatte, ward selbst krank vor Alteration und mußte das Bett hüten. Auch die asturianische Amme, welche bei dem Angriff auf die Königin ohnmächtig geworden, ward ernstlich unwohl. Die Milch trat ihr zurück, sie mußte zur Ader gelassen werden und die catalanische Reserve-Amme mußte bei der kleinen Prinzessin in ihre Stelle treten.

Der Zulauf zum Palast war während der ganzen Krankenzeit der Königin ungeheuer. Der Orienteplatz war

vom Morgen bis zum Abend voll von dichtgedrängten Massen theilnehmender Bewohner der Residenz. Alle Theater, Feierlichkeiten und Gesellschaften wurden ausgesetzt.

Während die Nachricht von dem Attentate wie ein Schrei des Entsetzens durch das ganze Land drang, während Alles im Innersten empört war über den ungeheuren Frevel, verübt durch Priesterhand an einer jungen, allgemein geliebten Königin, fast an heiliger Stätte selbst, während man sich im höchsten Grade beunruhigte über die Mitschuldigen, die eigentlichen Beweggründe und die Folgen des Verbrechens; kurz, während Hof, Regierung, Heer und das ganze Land sich im Zustande der heftigsten Aufregung sich befanden — schien oder war der Mörder der Einzige, der zu jedem Moment seine Ruhe und Kälte, seinen Hohn und Spott, und in seiner Gleichgültigkeit eine Indolenz und Beharrlichkeit an den Tag legte, die einer bessern Sache würdig gewesen wären, die aber im vorliegenden Falle eben so widerwärtig als entsetzlich erschienen. Mochte dem Psychologen dieser Charakter auch nicht gerade räthselhaft erscheinen, so schaffte ihm doch die Beobachtung Merinos einen tiefen Blick in das menschliche Herz, einen neuen Beitrag zur menschlichen Verstocktheit und Verderbtheit, so wie einen interessanten Stoff, der Entwickelung des Bösen im Menschen bis an die Grenze zu folgen, wo die Consequenzen der mit Ruhe vorbereiteten, mit Ruhe ausgeführten und mit Ruhe nachgedachten That — zum Wahnsinn werden.

Bei seinem Eintritte ins Gefängniß sagte Merino: man möge die Fesseln gut und fest anlegen, jedoch ohne ihn besonders zu belästigen, er würde dafür dankbar sein.

Als der Kerkermeister ihm die Knöpfe von seinem Talare abschnitt, sagte der Gefangene: Du glaubst wohl, daß ich sie abgebissen und verschluckt haben würde, um mich zu tödten? da irrst Du gewaltig! Er bat um die Erlaubniß, seine gewohnte mäßige Diät auch im Gefängnisse fortsetzen zu können, und begann sich häuslich einzuwohnen und mit der größten Unbefangenheit sich über die gleichgültigsten Dinge zu unterhalten.

In Betreff der eingeleiteten Untersuchung dürfte es meinen Lesern von Interesse sein, dem Gange derselben zu folgen, wie die öffentlichen amtlichen Bekanntmachungen sie geschildert haben. Man wird dadurch zugleich eine richtige Vorstellung von der in Spanien üblichen gerichtlichen Instruction und Execution eines Hochverrathsprozesses wider einen Priester erhalten.

A. Aerztliche Bülletins vom 2. Februar 1852 ab.

2. Februar. Präsidentschaft des Ministerrathes.

Eine That ohne Beispiel in unsern Annalen hat sich heute ereignet. Als Ihre MM. Sich aus der Königlichen Kapelle begaben, um sich nach Atocha zu verfügen, hat ein Verbrecher einen Angriff auf das theure Leben J. M. der Königin gewagt.

Die Königlichen Leibärzte haben Folgendes erklärt: Um 1¼ Uhr heute Mittag, als J. M. aus der Königlichen Kapelle trat beim Passiren der rechten Gallerie, erhielt Allerhöchstdieselbe eine Stichwunde, welche, nachdem sie den rechten Oberarm gestreift, in die vordere obere Weichengegend (la parte superior del hy-

pocondrio) der rechten Seite gedrungen, und 7 bis 8 Linien Tiefe erhielt.

Juan Francisco Sauduz. Juan Drumaut.
Dionisio Solis.

Bis jetzt scheint die Wunde nicht gefährlich. J. M. befindet sich kräftig und ruhig. Der Mörder ist ergriffen; die Untersuchung eingeleitet.

Abends 11 Uhr.

Nachdem die spasmodischen Symptome, welche in den ersten Momenten sich gezeigt hatten, verschwunden waren, ist J. M. ruhiger geworden, hat einige Zeit ohne alle Affection zugebracht und befindet sich in diesem Augenblick leidlich.

3. Februar. J. M. hat den Morgen ruhig zugebracht. Das Fieber und die Entzündung — Beides in solchen Fällen unvermeidlich, sind mäßig.

Herzog von Hijar. Marquis von Orani.

Abends 6 Uhr.

Die Reaction erhält sich und ist von einem starken Schweiße begleitet. J. M. hat einen großen Theil der Nacht geschlafen und hat keine erheblichen Schmerzen und Unbequemlichkeiten. In den meisten organischen Functionen herrscht Regelmäßigkeit.

4. Februar. Die Nacht war unruhig, nervöse Affectionen hatten den Schlaf gestört. Die Königin wurde in ihr Bett, worin sie gewöhnlich ruht, gebracht. Gegen Morgen änderte sich der Zustand günstig. Ein sanfter und ruhiger Schlaf dauerte 4 Stunden. Um 11 war der Zustand ganz befriedigend und um 4

wurde der Minister-Präsident zum ersten Male nach dem Attentate empfangen.

5. Februar. Derselbe beruhigende Zustand dauerte fort.

6. Februar. Es scheint, daß der Heilungsprozeß der Wunde eingetreten ist. Die Entzündung ist gewichen. Alle Functionen sind regelrecht.

7. Februar. Es geht entschieden besser; die Gefahr ist vorüber. Die Aerzte haben sich während der Nacht zurückgezogen.

B. Instruction erster Instanz.

Zum Untersuchungsverfahren erster Instanz, und zur Abfassung des Erkenntnisses hatte sich das Untergericht in dem Saale des Gefängnisses Saladero constituirt, wohin der Gefangene schon am Montag Abend gebracht ward. Um 5½ Uhr Nachmittags begann unter einem ungeheuren Zulauf das öffentliche Verfahren. Der Richter Aurioles präsidirte. Zu seiner Rechten befand sich der Procurator fiscal, Sanchez Milla; ein wenig abseits drei Professoren der Medizin. Zur Linken saß der Vertheidiger des Angeklagten D. Julian Urquiola, zwei Grenadiere sorgten für Aufrechthaltung der Ordnung im Innern der Schranken. Das Verfahren, bei welchem der Angeschuldigte nicht gegenwärtig war, begann mit der Vorlesung der ersten Vernehmungsverhandlungen; Ausführung derselben und Vortrag über die in der Wohnung Merinos aufgefundenen Papiere. Dann nahm der öffentliche Ankläger das Wort. In kurzen Worten setzte er die Größe des Verbrechens auseinander. Er bemerkte, daß dasselbe so furchtbar sei, daß bis

heute das Wort Königsmörder ausreiche, um ohne Zusatz eines Epithetons die ganze Scheußlichkeit des Frevels zu bezeichnen. Daß zur Erhöhung desselben nur das kalte Blut, die mathematische Berechnung, mit welcher der zweite Ravaillac den Dolch in die Hand nahm, und die schauderhafte Ruhe hinzutreten könne, welche den blutigen Stoicismus dieses zweiten Vellido Dolfo keinen Augenblick seit Verübung dieses nichtswürdigen Verbrechens verlassen habe. Der Fiskal bewies die Schuld des Angeklagten, und trug auf Todesstrafe an; so wie, daß er zum Blutgerüst geführt werde in gelbem Barett und Rock mit blutigen Aermeln, wie es die Tracht der Königsmörder auf dem Schaffot ist — nachdem er zuvor ausgestoßen sei aus dem Priesterstande.

Ein oratorischer Schwung begeisterte nicht die Rede des Anklägers, aber es war der Ausdruck des Tributes, den alle Meinungen, alle Parteien, alle Schichten der Nation darbrachten, daß sie in der Anklage wider den Priester Merino seine politischen Ansichten und seine Vorgänge nicht berücksichtigten, sondern nur die Scheußlichkeit des Verbrechens selbst im Auge behielten. Der Redner wußte, daß es in Spanien keine politischen Doctrinen giebt, welche nach dem Dolche des Jacob Clement zu greifen wagen würden — er hat lediglich den Königsmörder in dem Angeklagten erblickt; er sah in ihm nicht den Partheimann sondern den gemeinen Verbrecher. Dem Ankläger wurden zahlreiche Glückwünsche zu Theil, über die echt castilianische Ritterlichkeit, die sich in seiner Auffassung und Darstellung aussprach.

Die Lage des Defensors war eine äußerst schwierige,

welche bei der Art und Weise der Lösung seiner Aufgabe nicht übersehen werden darf. Er beschränkte sich fast darauf, auseinanderzusetzeu, daß der Verstand des Mörders durchaus gestört sein müsse, indem er sich dabei stets auf die eignen Worte des Anklägers oder der Anklageschrift berief. Nachdem er auseinandergesetzt hatte, daß die Handlungen Merinos nicht Folgen eines ruhig beobachtenden Verstandes, wie ihn Gott den Menschen verliehen, sein könnten, glaubte er, daß das Schwert der Gerechtigkeit nicht über einen Königsmörder fallen könne, welcher nicht im Besitze seiner intellectuellen Fähigkeiten sei. Als die erste Nachricht, sagte er, von diesem furchtbaren Verbrechen durch die Gewölbe des Palais sich über die Stadt und das erschütterte Volk verbreitete, war nur ein Urtheil, das aus aller Mund ertönte: „Es kann nur ein Wahnsinniger gewesen sein.“ Das Urtheil der Bewohner der Residenz, dieser Gedanke des ganzen Volkes sei die einzige Vertheidigung des Angeklagten. Es ist kein vernünftiges Wesen das da sagt; das führt dich zum Blutgerüste! — schloß er — sondern ein Dolch, der nicht denkt — du gehst um einen Selbstmord zu begehen!

Darauf gaben die Aerzte ihr sachverständiges Gutachten dahin ab, daß der Angeklagte, dessen Verstandeskräfte in keiner Weise gestört wären, sich in einem vollkommen zurechnungsfähigen Zustande befände.

Um 8½ ward die Session aufgehoben. Der Urtheilsspruch lautete nach dem Antrage des Staatsanwalts auf Todesstrafe mit der Garote nach vorhergegangener Ausstoßung aus dem Priesterstande.

Der Prozeß ward sofort, zur Entscheidung in höherer

Instanz zur Absendung an das Tribunal vorbereitet. Um 8 Uhr Abends trat bereits der erste Saal des Appellhofes zusammen und befahl, daß die Relation mit den Acten binnen 3 Stunden dem Relator vorgelegt werden solle; binnen 6 Stunden dem Königlichen Fiskal und binnen gleicher Frist dem Vertheidiger. Zugleich ward das prozessualische Verfahren unter Zusammentritt des Appellhofes auf 10 Uhr des nächsten Morgens anberaumt. Noch spät Abends begleitete Don Arrazola den Tribunalfiskal in die Zelle des Angeklagten. 3 Stunden dauerte die Conferenz, in welcher der Fiskal zu der Ueberzeugung gelangt sein wollte, daß Merino keine Complicen seines Verbrechens habe.

Inzwischen hatte das gegen den Königsmörder erbitterte Volk von Madrid die Absicht, das Gefängniß zu stürmen um selbst die Execution zu übernehmen; dies veranlaßte den Polizeipräfecten Ordoñez zu nachstehender Bekanntmachung.

„Es ist mir mitgetheilt, daß man, in dem Gefühle gerechter Entrüstung gegen den Königsmörder, der das geheiligte Leben unserer erhabenen Königin zu bedrohen wagte, die Absicht hegt, den Verbrecher morgen mit Gewalt aus dem Gefängnisse zu befreien, um ihn einen härteren Tod erleiden zu lassen, als denjenigen, der seiner nach dem Ausspruch des Gesetzes wartet.

„Vom verständigen Sinne der Einwohner von Madrid läßt sich ein solcher Schritt nicht erwarten, doch sind alle

Maßregeln getroffen, um die Ausführung solches Unternehmens zu hindern.

Die Justiz hat den Schuldigen zu bestrafen. Am Sonnabend in derselben Stunde, in welcher Merino gewagt, den Königsmord zu unternehmen, wird er sein Verbrechen durch die Hand des Henkers büßen. Etwas Anderes wäre einer aufgeklärten Nation unwürdig, und würde nur dazu dienen, unsere Königin zu kränken, der wir alle Veranlassung haben, Alles vorzuenthalten, was irgend ihre Wiederherstellung verzögern könnte.

Madrid, den 6. April 1852. Melchior Ordoñez.

C. Instruction zweiter Instanz.

Aeußere Erscheinung des Audienzpalastes.

Schon um 7 Uhr des Morgens hatte sich auf dem Platz vor dem Tribunale und in der nächsten Umgegend eine außerordentliche Menschenmenge eingefunden. Um 8 Uhr als die Schildwachen ausgestellt wurden, an den Thoren, wie im Innern des Palastes, waren die Gallerien bereits von einer ungeheuren Menschenmenge aus allen Ständen besetzt; selbst von den höchsten Personen des Hofes. An der äußeren Eingangspforte stellte sich eine Abtheilung Cavallerie auf. Eine andere Abtheilung derselben Truppe hielt in dem bedeckten Hausflure. 4 Infanteristen der Guardia civil standen an der Treppenpforte, und eben so viele auf dem ersten Treppenabsatze am Eingang zu den Gallerien.

Beim Oeffnen des Saales postirte sich an die Thür ein Piket Guardia civil, durch einen Hauptmann befehligt. Da die Menge der andringenden Zuschauer so angewachsen

war, daß man nicht ohne Püffe vordringen konnte und die Soldaten kaum Stand zu halten vermochten, es ward nöthig, mit unterschiedlichen Kolbenstößen die Ordnung herzustellen und aufrecht zu erhalten. Der untere Saal war im Augenblick der Eröffnung so vollständig gefüllt, daß jeder weitere Einlaß untersagt werden mußte. Da die Treppen und Gänge bis zu den Gallerien dicht mit Menschen angefüllt waren, so wurde der Befehl gegeben, daß Niemandem weiter der Eintritt in das Gebäude erlaubt werden sollte — und dieser Befehl von 9½ Uhr ab befolgt.

In dem Saale befanden sich auch einige Damen. Andere, welche weniger glücklich gewesen, befanden sich in dem Gedränge vor dem Gallerieeingange in der Hoffnung, noch eine günstige Gelegenheit zum Einlaß zu finden.

Man erinnert sich keiner Veranlassung, welche ein ungetheilteres Interesse erweckt hätte; niemals hat ein Gerichtsverfahren eine solche Neugierde provocirt. Trotz der bedeutenden Truppenmacht, der zahlreichen zweckmäßig aufgestellten Schildwachen kostete es dennoch außerordentliche Mühe, dem immer neuen Andringen der begehrlichen Masse auf die Dauer Widerstand zu leisten und Excesse zu vermeiden.

Um 10 Uhr war das Tribunal versammelt und einige Minuten später begann das gerichtliche Verfahren.

Der Gerichtshof gewährte einen ernsten und feierlichen Anblick. Er bestand aus dem Präsidenten Govantes, und den Richtern Fernandez Baeza, Ainat, Osorio und dem Marquis von Morante. Zur Rechten des Tribunals stand der Königliche Fiskal oder Staatsanwalt D. Jose Villar y Velazco, und zur Linken der vom Gericht bestallte Vertheidiger Urquiola.

Zunächst ward über den Inhalt einer Vorstellung Vortrag gehalten, in welcher der Vertheidiger das Verfahren bis dahin auszusetzen antrug, daß eine Untersuchung über die Zurechnungsfähigkeit des Inquisiten veranlaßt worden wäre, indem der Priester Martin Merino sich nach der Ansicht des Defensors in einem Zustande des Wahnsinns befände. Der Antrag ward verworfen und das Rechtsverfahren begann.

Nach der Lesung der Instruction der Sache ward angenommen, daß Merino das Attentat begangen, daß er mit Vorbedacht gehandelt, und weder den Versuch gemacht hätte, die That zu leugnen, noch auch das Ungeheure seines Verbrechens geringer erscheinen zu lassen. Die Aussagen des Grafen Pinahermosa, ersten Hofmeisters Ihrer Majestät, des Grafen Revillagigedo, der verwittweten Marquise von Povar, des Marquis von Alcañices, Don Manuel Mencos, Lieutenants der Hellebardiere, des Grafen von Belazote und anderen Zeugen, bestätigten die Erzählung des Vorgangs dahin: Der Priester Martin Merino näherte sich Ihrer Majestät der Königin als diese die Gallerie, welche an den Säulensaal stößt herabkam, als ob er ihr die Hand küssen wolle, und versetzte ihr einen Stoß in die Seite, indem er gleichzeitig ihren Oberarm leicht verwundete. Der Verbrecher widersetzte sich denen nicht, welche sich über ihn stürzten, um ihn zu Boden zu werfen und sagte, als die dort Versammelten ihn als den Thäter bezeichneten: „Ich bin es gewesen, sie ist todt.“

Der Mantel und das Corset, welches die Königin trug, waren mit Blut bespritzt. In der rechten Seite des Leibchens, oberhalb der Stickerei befand sich ein Einschnitt,

ein bis zwei Finger breit und einige Blutstropfen. Das Corset trägt auf derselben Stelle einen ähnlichen Einschnitt, welcher nicht vollständig durchgeht, und eins der Fischbeinstäbe ist an den Kanten beschädigt. Das Corset trägt mehrere Blutspuren.

In der Wohnung Merinos befanden sich ein abgeschossenes Taschenpistol, eine Börse mit 26 Stück Kupfergeld und 19 Realen, 3 Lotterieloose, ein Kasten mit Schrot und 6 kleine Kugeln, ein Buch betitelt „Biorafia politico-moral," das Gewissen, (la conciencia) Oppositionsrede gegen die Partei Narvaez, worin sämmtliche Regierungsmaßregeln seit 1843 getadelt werden, und unter andern gesagt ist, daß die Volljährigkeitserklärung der Königin das blutigste Schauspiel für den Staat abgeben wird. Die übrigen Papiere waren unerheblichen Inhalts.

In dem Verhöre vor dem Fiskal der Hellebardiere hat er ausgesagt, daß er in den Königlichen Palast gekommen sei, um die Schmach der Menschheit zu vernichten, indem er, so wie es in seinen Kräften liege, die alberne Unwissenheit derjenigen räche, welche sich einbilden, daß es Treue sei, die Treulosigkeit und den Meineid der Könige zu ertragen. Daß, als er sich der Königin genähert, er dies in der Absicht gethan habe, ihr das Leben zu nehmen; daß er Niemanden habe, mit dem er dieserhalb in Verbindung stehe; daß er als Priester im Jahre 1813 ordinirt sei, und sich seit einiger Zeit in der Residenz theils von seiner Pension theils vom Messen und Leichenreden, die er auf Bestellung lese und halte nähre. Daß er kein persönliches Motiv habe, um das Leben der Königin zu bedrohen; daß er allein in den Palast gelangt sei; daß er, um die

Königin zu ermorden, einen Dolch mitgenommen, den er im Rastro gekauft hätte; daß er sich ferner vorgenommen, den General Narvaez, die Königin Christine zu ermorden; daß die Königin Isabella übrigens zu der Zeit, da er den Dolch gekauft, noch nicht volljährig gewesen, aber schon als solche erklärt worden sei; daß er mit diesem Dolche die Königin Isabella II. verwundet habe, und daß er nicht gezweifelt, daß die Königin an dieser Wunde sterben würde.

Es ward demnächst das Protocoll des zweiten Verhörs, welches der Richter erster Instanz aufgenommen, verlesen; inhalts dessen Merino erklärt hatte, daß es nicht in seiner Absicht liege, und er auch unter keiner Bedingung versuchen werde das Verbrechen, das Leben der Königin bedroht zu haben, zu läugnen oder zu entschuldigen oder Gnade zu erbitten, oder anzunehmen, falls man sie ihm angedeihen lassen wolle — daß er jedoch anführen müsse, wie es auch die Vorgänge seines Lebens gezeigt hättten, daß die Verluste und Unfälle die er erfahren, die Prellereien und Betrügereien die ihm zugefügt worden, die Verläumdungen, mit denen man seine Ehre angegriffen, und der Mangel aller Unterstützung, den er bei den Behörden gefunden, vereinigt mit den Verfolgungen die er erlitten — daß Alles dies ihm sein Leben verbittert und in ihm einen Haß gegen die Menschen, und die Regierung erzeugt hätte. Seiner Ansicht nach, wären die politischen Formen durchaus gleichgültig, und nur die Männer welche an der Spitze der Verwaltung ständen, ließen diese gut oder schlecht erscheinen. — Ueber seine persönlichen Verhältnisse hatte er erklärt: er habe seine literarische Laufbahn

in dem Kloster San Franzisco de Santo Domingo de la Calzada im Jahre 1808 begonnen, dieselbe durch den Unabhängigkeitskrieg unterbrochen gesehen, an welchem er Theil genommen, in einem Parteigängerzuge der sich in Sevilla gebildet, und mit bedeutenden Erfolgungen gekrönt ward — worauf er wiederum in das Kloster zurückgekehrt, aber im Jahre 1819 daraus entflohen sei, und sich nach Frankreich begeben habe. Seine Führung im Kloster scheint sehr tadelnswerth gewesen zu sein. In Frankreich blieb er bis zum Jahre 1821, wo er aus dem Klosterorden austrat. Er begab sich nach Madrid und nahm Theil an den Ereignissen des 7. Juli 1822 im Interesse der liberalen Partei. 1824 wanderte er wiederum nach Frankreich aus, und blieb dort; anfangs in Agen, dann in Bordeaux und zuletzt trat er als Parochialgeistlicher in Saimedal auf, welches Amt er von 1830 bis 1841 bekleidete. Nach einem Bericht des Erzbischofs von Bordeaux soll Merino einem Herrn Goyenecke eine bedeutende Summe Geldes aus dem Schreibtisch genommen haben. Er kehrte dann nach Spanien zurück, ging nach Madrid und verblieb daselbst.

In Folge verschiedener Betrügereien will Merino nicht allein 5000 Duros verloren haben, die er im Jahre 1813 in der Lotterie gewonnen, sondern auch die Ersparnisse, die er von Frankreich mitgebracht, und die Früchte einer Kaplanei welche er in der Parochie von San Sebastian in Madrid bezogen, weshalb er seine Ausgaben zu beschränken gezwungen war. Seit sieben Jahren ging er mit Niemanden um; gegen Abend legte er sich gewöhnlich nieder, ließ sich um Mitternacht wecken, um sich mit Lesen

zu unterhalten, worin seine stete Beschäftigung bestand. Er hatte lange den Vorsatz gehegt, den Herzog von Valencia zu ermorden, den er auch an jenem Tage im Palais bemerkt zu haben glaubte, und den er sehr haßte, weil er ihn für verderblich für die Monarchie, das Heer und die Nation hielt. Da er diesen jedoch nicht dort traf, entschloß er sich sogleich, die Königin selbst zu tödten. Er trat in die Gallerie des Palais ohne Billet. Da er sich in geistlicher Tracht befand, so fand er nirgends ein Hinderniß. Er war allein, und versicherte, sich mit Niemandem über seine Absicht unterhalten zu haben.

Um 9 Uhr Morgens am 2. Februar hatte er seine Wohnung verlassen, war nach San Just gegangen, wo er Messe gelesen und das Abendmahl ausgetheilt hatte. Dann war er bei der Feierlichkeit, welche für diesen Tag in der Parochie statt fand, gegenwärtig, ging dann hinauf, wie er täglich zu thun pflegte, um sich nach den Kranken der Anstalt und nach demjenigen zu erkundigen, was etwa inzwischen vorgefallen sei, und verfügte sich demnächst in den Palast um sein Verbrechen gegen das Leben der Königin in Ausführung zu bringen.

Auch selbst während der Beichte hatte ihn in keiner Weise der Gedanke an die Handlung, welche er unmittelbar darauf auszuführen beabsichtigte, beunruhigt.

Der Advocat Urquiola, von Amtswegen mit der Vertheidigung des Verbrechers beauftragt, bemühte sich auseinander zu setzen, daß bei der Lage der Dinge angenommen werden müsse, daß Merino an einer Störung seiner Verstandeskräfte leide, die ihn als unzurechnungsfähig erscheinen lasse. Er forderte die Richter deshalb wiederholt

auf, bevor sie ihn verurtheilten, Merinos Gemüthszustand nochmals untersuchen zu lassen, weil sie, ohne diese Gewißheit, die Bestimmtheit aussprächen, daß es in Spanien Jemanden geben könne, welcher ein so schändliches Verbrechen des Königsmordes mit Vorbedacht zu begehen im Stande sei.

Der Königliche Staatsanwalt führte aus, wie in keiner Weise die Annahme einer Störung der Verstandeskräfte gerechtfertigt erscheine; daß das Gegentheil aus dem Urtheile der Sachverständigen hervorgehe, und daß der Gemüthszustand des Priesters Merino lediglich in Folge seiner schlechten Gesinnungen und seiner Laster sei, welche sein Herz so schlecht gemacht hätten. Motive, welche nach dem Urtheil der Richter die Zurechnungsfähigkeit verminderten, da sie aus freien Willen hervorgegangen und nicht durch zufällige Nebenumstände herbeigeführt worden wären. Daß die Unfälle, welche Merino erfahren, in keiner Weise seine Menschenfeindseligkeit und seine blutigen Pläne zu entschuldigen geeignet wären; am allerwenigsten, da er als Priester in allen Beziehungen als ein Muster von Selbstbeherrschung und Seltenreinheit hätte dastehen müssen, und niemals vergessen, daß die Welt ein Thränenthal sei, in welchem die Unglücklichen sich in der Tugend zu üben und zu befestigen hätten. Daß aber der Priester Merino in allen diesen Beziehungen das Gegentheil gethan, und daß er deshalb die gesetzliche Ahndung für sein Verbrechen zu erfahren habe.

Nachdem um 12 Uhr das Gerichtsverfahren geschlossen, ward um 3 Uhr das Urtheil veröffentlicht, indem das Tribunal das Erkenntniß erster Instanz in allen seinen Theilen

bestätigte, wonach der Angeklagte nach vorhergegangener Ausstoßung aus dem Priesterstande den Tod durch Erdrosselung, außerhalb des Thores von Santa Barbara erleiden, und zum Blutgerüst mit gelber Kappe, Rock und blutigen Aermeln geführt werden sollte.

D. Ausstoßung des Königsmörders aus dem Priesterstande.

Zur Vollstreckung des ersten Theiles der Strafe des Priesters Merino, zu dem furchtbaren und erschütternden Acte der Ausstoßung aus dem Priesterstande, hatte sich um 2 Uhr Nachmittags eine unübersehbare Menschenmenge in der Umgegend des Saladero versammelt, und der Saal des Gefängnisses, in welchem der Act statt finden sollte, war bis zum Erdrücken mit Zuschauern angefüllt. In jenem Saale, dessen Balcons nach der Straße Santa Barbara hinausgehen, war auf einer Erhöhung ein Altar errichtet, und mit den gebräuchlichen Ornamenten, als Crucifix, Missale, Kelch und Lichtern versehen. Um 1 Uhr war von der ersten Sala des Appellhofes von Madrid das Todesurtheil gefällt, worauf sich der Cardinal Erzbischof von Toledo anschickte, vor der Vollstreckung die Degradation aus dem Priesterstande vorzunehmen. Der Bischof von Malaga, vom Erzbischof beauftragt, begab sich mit den ernannten Assistenten und Assessoren nach dem Saladero. Dies waren Don Benito Forceledo, Bischof von Astorga, Don Telmo Maceira, Bischof von Soria, Don Ramon Duran de Corps, Don Celestino Mier y Alonso, Cantor derselben Kirche, Don José Miguel Sainz Pardo,

erster Kapellan der Muzarabes von Toledo und Don Antonio Aguada y Lopez, Canonicus der Kathedrale zu Cordova, Ehrenkapellan und Secretair des Erzbischofs von Toledo.

Mit diesen Prälaten und Priestern, welche den oberen, dicht am Gitter vom Publikum getrennten Theil des Saales eingenommen hatten, befanden sich dort die Civil- und Militair-Gouverneure von Madrid und andere Personen höheren amtlichen Charakters.

Der Prälat war in kleiner Amtstracht in rothem Rocke, mit der Mitra und dem Stabe in der Hand, zur Rechten des Altars, mit dem Gesichte nach der Straße gewandt, von wo aus man das ganze erschütternde Schauspiel übersehen konnte. Der Angeklagte erschien, begleitet von den Justizbeamten und den Herren Don Pedro Nolasco Aurioles und Don Antonio Sanchez Milla, Richter und Anwalt in dem Prozesse, welche bei der Degradation gegenwärtig sein, und dieselbe bescheinigen mußten.

Der Angeklagte hatte an demselben Morgen eine große Unruhe gezeigt, als der Alcalde die schweren Fesseln durch leichtere ersetzte, und man hatte deshalb für den Fall, daß er während der Degradation irgend etwas unternehmen möchte, die größten Vorsichtsmaßregeln nehmen zu müssen geglaubt. Der Alcalde hatte deshalb einen Knebel in Bereitschaft; die Hände des Priesters waren auf dem Rücken zusammengebunden, und an jedem Fuß war ein Strick gebunden, welchen ein Grenadier in der Hand hielt. So sah man den Angeklagten in den Saal eintreten; festen Schrittes wie immer und mit unveränderter Heiterkeit und Frechheit richtete er seine Blicke auf alle Umste-

henden und dann auf das Volk, welches draußen dem Schauspiele zusah.

Alle waren von dem Gewicht des Augenblickes ergriffen, mit alleiniger Ausnahme Merinos. Alle schauderten vor dem bevorstehenden furchtbaren Schauspiele, nur er nicht. Er verhielt sich ruhig, und verrieth auch nicht die mindeste Bewegung.

„Wohlan! Kleiden sie sich an" — sprach der Prälat zum Priester Merino, indem er auf die Sacramente und den in Bereitschaft stehenden Altar mit Crucifix und Lichtern hinwies.

„Und wie das?" antwortete der Gefangene, „mit gefesselten Händen?"

Diese wurden frei gemacht und er begann mit größter Ruhe sich als Priester zu kleiden, mit Sicherheit, ohne Mangel an Ehrfurcht, indem er leise die üblichen Gebete vor sich hersagte, welche gesprochen werden während des Anlegens der Priestergewänder. Die Chorknaben leisteten ihm Beistand, und als einer von ihnen in der Zerstreutheit die Binde (Manipula) um den rechten Arm legte, sagte Merino vollkommen ruhig, „an den linken Arm." Der Amito (leinene Kappe) die Stola, alles ward mit Ehrfurcht in Empfang genommen und geküßt, als ob er sich anschicken wolle, die heilige Messe selbst zu lesen.

Als er mit dem Ankleiden fertig, ward ihm befohlen „sich auf die Kniee zu werfen," allein, da er etwas fort vom Bischof niedergekniet war, welcher sich auf den für ihn bestimmten Stuhl niedergelassen hatte, forderte ihn derselbe auf, sich zu nähern. Da Merino mit auffallender Schnelligkeit, auf den Knieen fortrutschend, der Aufforde-

rung Folge leistete, setzte er den würdigen Geistlichen dadurch in nicht geringe Aufregung, denn er fuhr plötzlich in die Höhe und alle übrigen Priester in seiner Umgebung schreckten zusammen, so daß der Provinzial-Gouverneur es für angemessen hielt, sich dem Bischof zur Seite zu stellen, worauf der Alcalde an die andere Seite desselben trat.

Der Angeschuldigte schien übrigens in keiner Weise feindselige Absichten zu hegen, denn er hielt sich vollkommen ruhig und beobachtete spöttisch die außergewöhnlichen Sicherheitsmaßregeln, die man genommen hatte. Als er sich auf die Kniee niederließ, schien er sehr bedacht den Blick nach dem Publikum zu wenden, welches den Saal füllte, und richtete mit der ihm eigenthümlichen Kaltblütigkeit an die Umstehenden die Frage:

„Giebt es irgend ein Gesetz, welches befiehlt, daß diese Feierlichkeit bei hellem Tage und vor offenen Balkonthüren vorgenommen würde? Nein," fügte er höhnisch hinzu, „Keins!" und deutete durch seine Mienen an, als müsse man sich unter solchen Umständen der menschlichen Erbärmlichkeit mit Selbstverläugnung unterwerfen.

Auf seinen Knieen ward ihm der Kelch mit Wein und Wasser und die Patena mit der Hostie gereicht. Der Prälat nahm ihm darauf beide Gegenstände aus den Händen, indem er die erschütternde Formel aussprach:

Wir nehmen Dir die Machtvollkommenheit, Gott das Opfer zu bringen und Messe zu lesen, den Lebenden wie den Todten.

Der Prälat schabte mit einem Messer die Fingerspitzen und diejenigen Stellen, welche bei der Ordination der Priester mit dem heiligen Oele gesalbt werden, ab, um dadurch

anzudeuten, daß die heilige Kirche von diesen Gliedern die Weihe, welche sie ihnen gegeben, zurücknehmen müsse. Er sprach dabei:

„Durch diese Rasur nehmen wir Dir die Machtvollkommenheit, zu opfern, zu heiligen, zu seegnen, welche Du durch die Salbung erhalten hattest.“

Indem ihm der Priesterrock ausgezogen wurde, sagte der Prälat:

„Wir entkleiden Dich der Barmherzigkeit, welche in dem Priestergewande ausgedrückt ist, denn Du hast sie eingebüßt, so wie alle Unschuld.“

Beim Fortnehmen der Stola fügte er hinzu:

„Du hast das Bild des Herrn fortgeworfen, was auf dieser Stola dargestellt ist, deshalb nehmen wir es fort, und Dir jede Macht, irgend eine priesterliche Handlung vorzunehmen.“

Der Königsmörder hörte diese Worte mit der vollständigsten Gleichgültigkeit, mit einem Stumpfsinn, und einer man möchte sagen göttlichen Ruhe an. Es war kein Zweifel, daß er sie verstanden, denn er ist des Lateinischen vollkommen mächtig; er war auch außerdem stets bei der Sache und beobachtete Alles, was ihn umgab mit großer Aufmerksamkeit.

Der Charakter und die Erscheinung dieses Mannes erregten die größten Zweifel und Meinungsverschiedenheiten. Die vollständigste Ruhe und Indifferentismus verließen ihn keinen Augenblick; in allen Handlungen und Aeußerungen waren sie dieselben, wiewohl sie weder die Zustimmung noch den Beifall der Anwesenden erhielten. Er erschien wie ein wahrhaftes Ungeheuer, d. h. wie ein gefühlloses Ungeheuer.

Nur er konnte gleichgültig bleiben bei dem Bannfluch, der über ihn erging.

Auf diese Weise aus dem Priesterstande ausgestoßen, ward die Degradation aus den übrigen Graden in ähnlicher Weise veranlaßt. Die Assistenten bekleideten ihn mit dem Abzeichen der Diakone, und gaben ihm das Evangelienbuch. Der Prälat nahm es ihm ab und sagte:

„Wir nehmen Dir die Machtvollkommenheit, das Evangelium der Kirche zu lesen, denn dies kommt nur dem Würdigen zu."

Als man ihm die Dalmatika abnahm, hieß es:

„Wir nehmen Dir den Rang der Leviten, weil Du darin nicht Deinen Beruf erfüllst."

Und beim Abnehmen der Stola:

„Wir nehmen Dir mit Recht die heilige Stola, welche Du erhalten, um sie unbefleckt vor dem Herrn zu tragen; weil Du Deine Pflichten vernachlässigt hast und weil Du den Gläubigen kein Beispiel gewesen bist, Christus nachzuahmen. — Deshalb verbieten wir Dir jede Handlung als Diaconus."

Demnächst ward er mit den Insignien als Subdiakonus bekleidet, und als diese nämlich die Episteln ihm wieder abgenommen wurden, sagte der Prälat:

„Wir nehmen Dir die Machtvollkommenheit, die Episteln in der Kirche zu lesen, weil Du Dich dessen unwerth gezeigt hast."

Beim Fortnehmen der Dalmatika:

„Wir entkleiden Dich der Subdiakonen-Tunika, weil die keusche und heilige Furcht Gottes nicht in Deinem Herzen thront, und in Deinem Körper."

Beim Abnehmen der Binde:

„Fort mit der Manipel, weil Du nicht gekämpft hast wider die Fallstricke des Feindes, durch gute Werke welche er bezeichnet.“

Und als der Amito genommen ward:

„Weil Du nicht Dein Wort gebessert hast, nehmen wir Dir den Amito.“

Beim Abnehmen des Meßgewandes gerieth sein Haar etwas in Unordnung, was er darauf wieder mit der größesten Ruhe in Ordnung brachte, und als ihm das Chorhemde, Zeichen der ersten Tonsur, angelegt ward, bemerkte er, daß dasselbe nicht der ersten Klasse angehöre. Er benahm sich, als ob er sich in seiner Wohnung zwischen Dienstboten, in der gleichgültigsten Beschäftigung der Welt befände.

Auf dieselbe Weise und in derselben Reihefolge wurde er nach und nach mit den Insignien der vier geringeren Grade bekleidet, und derselben demnächst beraubt bis zur ersten Tonsur herab.

Der Angeklagte war mit der Sotana und dem Chorhemde bekleidet, und auf den Knieen zu Füßen des Prälaten, welcher, nachdem das letztere abgenommen war, laut sprach:

„Durch die Machtvollkommenheit Gottes des Allmächtigen, des Vaters, des Sohnes und heiligen Geistes, und unserer selbst, nehmen wir Dir das Priesterkleid; entkleiden wir Dich des Schmuckes der Religion und nehmen Dir und entkleiden Dich jedes priesterlichen Ranges, Wohlthat und Vorzuges, und da Du unwürdig bist des geist-

lichen Standes, so überliefern wir Dich mit Schmach dem weltlichen Stande und Kleide."

Darauf schnitt ihm der Bischof mit der Scheere etwas Haar ab, und ein Friseur, welcher zu diesem Behufe mit zur Stelle gebracht war, vollendete die Operation, indem er alles Haar abschnitt, was den Eindruck von Tonsur hätte machen können, so daß man diese, wie das Ritual vorschreibt, nicht herauszuerkennen im Stande war. Der Angeschuldigte widerstrebte, und sagte dem Friseur:

„Schneiden Sie wenig ab, Herr; denn es ist kalt, und ich wünsche mich nicht zu erkälten!

Darauf sagte der Bischof:

„Wir entfernen Dich aus dem Gefolge des Herrn, als undankbaren Sohn. Wir nehmen von dem Haupte die Tonsur, das Königliche Zeichen des Priesterthums wegen der Niederträchtigkeit Deiner Führung."

Als die Menschenmenge auf der Straße sah, daß die Ausstoßung aus dem Priesterstande beendet war, brach dieselbe in ein donnerndes „Es lebe die Königin" aus.

Dies erregte die Aufmerksamkeit des Verbrechers und er sagte folgende Worte ohne Bitterkeit:

„Aber, weshalb wird der Balkon nicht geschlossen? Ich sage es nicht meinetwegen, sondern wegen der Feierlichkeit der Handlung!"

Ein zweites viva la Reina ertönte im Saale, worauf der Gefangene schwieg.

Die assistirenden Priester entkleideten den Angeklagten seiner noch übrigen geistlichen Gewänder bis zum Halskragen und ließen ihm nur Pantalons und Jacke, worauf

sich der Richter und Fiskal näherten. Zu ihnen sprach der Prälat:

„Wir erklären, daß dieser Mensch aller priesterlichen Eigenschaften beraubt, ausgestoßen aus dem geistlichen Stande und dessen Vorrechten dem weltlichen Gerichte anheimfallen möge."

Er fügte hinzu:

„Herr Richter, wir bitten mit allem Nachdruck, dessen wir fähig sind, bei der Liebe Gottes, bei den Gefühlen der Frömmigkeit und des Mitleidens, und mit unsern eigenen inständigen Bitten, daß Ihr diesen Menschen nicht mit dem Tode oder mit dem Verluste eines Gliedes bestrafen wollet."

Als der Angeklagte jene Worte vernahm, welche das Ritual der Kirche vorschreibt, machte er durch verschiedene Zeichen bemerklich, daß er diesen Aussprüchen wenig Glauben schenke. Als dies der Bischof von Malaga bemerkte, bemühte sich derselbe, ihm auf eindringliche Weise zuzureden, daß er sein Herz nicht verhärten, sondern sich bekehren möge, weil seine Augenblicke gezählt wären, daß er sein furchtbares Verbrechen erkenne, beweine und sich vorbereiten möge, vor den Richterstuhl des Allerhöchsten Richters zu treten. Er meinte, daß die Milde sich mit der Gerechtigkeit vereinigen müßten. So unerhört, schauderhaft und verabscheuungswerth das Verbrechen auch gewesen, wie es zur Ausführung gekommen, mit Bezug auf den Tag, die Umstände, die Person der unschuldigsten Königin — so kann doch die Kirche neben der Gerechtigkeit immer nur Gnade erbitten.

Als ihm hierbei die Thränen in die Augen traten,

wandte er sich an die Umstehenden, indem er sagte, daß, so schwer auch die Sünden und Vergehen der Menschen wären, größer wäre die Gnade und Barmherzigkeit Gottes, und wiewohl er schon mit schwerem Herzen der Pflicht Genüge geleistet, und den unglückseligsten der Menschen ausgestoßen habe aus dem Priesterstande, so bete er doch mit allen Umstehenden zu Gott und zur heiligsten Mutter Maria, daß, wenn jenen die Strafe der Gerechtigkeit zu dulden habe, Gott ihm vorher Augen und Herz eröffnen möge, damit er zur Erkenntniß und Reue komme, und sich ihm die Pforten des Himmels öffnen könnten.

Merino blieb hierbei vollständig heiter und unempfindlich; nur machte er mit dem Kopfe ein Zeichen der Zustimmung, als der Prälat sagte: „daß Gerechtigkeit stets mit Milde gepaart sein müsse."

Hierauf, obgleich schon degradirt, hieß man ihn von Neuem niederknieen, um den Urtheilsspruch ihm vorzulesen. Er gehorchte. Als jedoch Jemand bemerkte, daß das nicht in diesem Saale geschehen könne, sagte er:

„Hier nicht? Gut, gehen wir!"

Er ließ sich zur Capelle führen, in deren Pforte der Urtheilsspruch vorgelesen wurde. Er bescheinigte dies, indem er in größester Ruhe das Papier über ein Buch als Unterlage legte. Sein Puls ging ruhig, eine sichere Probe seiner Unbefangenheit. Als er sich aus dem Saale zurückzog, machte er dem Prälaten eine tiefe Verbeugung.

E. Der Königsmörder in der Kapelle.

Um 3 Uhr Nachmittag wurde dem Verurtheilten durch den Fiskal Sanchez Millo das Todesurtheil mitgetheilt,

und er in die Kapelle gebracht. Als er dort eintrat, legte er sich auf's Bett, und blieb längere Zeit vollständig ruhig, mit derselben Kälte und Unempfindlichkeit, die er vom Eintritt in das Gefängniß an bewahrt und welche er nur am Morgen in seiner Klause verloren hatte, wo er sich ungebührlich und beleidigend äußerte, und den Kerkermeister nöthigte, ihn mit Strenge und selbst mit Härte zu behandeln.

In die Kapelle hatten ihn zwei Priester begleitet. Mit dem einen von ihnen, dem Stellvertreter von San Sebastian, sprach und disputirte er ruhig über verschiedene Materien, welche man in Anregung brachte, als ob man sich in einer Academie befände.

Einige Zeit darauf äußerte er den Wunsch, sein Testament zu machen, worauf Herr Carbonel gerufen ward, welcher sich mit drei Zeugen einstellte, um das Instrument aufzunehmen. Der letzte Wille des Verurtheilten, den er vollzog, war, daß diejenigen Anordnungen zur Ausführung kommen möchten, welche er mündlich Don Lorenzo Arrazola gegeben, dem Präsidenten des obersten Justiz-Tribunales, wonach er auch einige Legate für Gefangene und Anstalten bestimmte, und als Haupterbin seine Magd Dominga Castellana einsetzte.

Das Vermögen Merinos bestand in 60 Unzen Gold in baarem Gelde, und in 5000 Duros in Darlehen, (etwa 9000 Thaler Preußisch.)

Bei dem Vorlesen des Todesurtheils war er vollständig gefaßt geblieben und hatte gesagt:

Das habe ich sehr gewünscht; das Leben hat gar keinen Werth. Demjenigen, welcher in das Grab steigt,

ist wohler, als wer in dieser trügerischen Welt zu verbleiben genöthigt ist. Ist mein Körper auch in der Haftzeit zusammengefallen, mein Geist ist stark und kräftig geblieben und unerschüttert.

Damit sah er auf die Uhr und berechnete, wieviel Stunden ihm noch zu leben blieben.

Der Tribunals-Präsident, welcher Merino das meiste Vertrauen eingeflößt, hatte ihn endlich dahin gebracht, daß er versprochen:

als katholischer Christ sterben zu wollen

und er hatte zugleich folgendes an die Königin gerichtete Document dem Gefangenen aufgesetzt und vorgelegt, bittend dasselbe als seine eigne Willensmeinung anzusehen und zu unterzeichnen:

„Señora! Indem ich so viel als möglich die Unruhe zu beseitigen wünsche, in welcher Eure Majestät sich seit dem Attentat, das ich zu begehen wagte, Sich befunden, habe ich es vorgezogen, statt durch Vertrauenspersonen Eure Majestät anzugehen, dies durch gegenwärtiges Schreiben selbst zu thun; in beifolgendem Schreiben, das Ihnen nach meinem Tode übergeben werden mag, damit es nicht den Anschein gewinnt, als sei ich dabei irgend interessirt gewesen.

Zu den Füßen Eurer Majestät der reuige M. M.

Madrid, den 6. Februar in der Capelle die gerechte Strafe für meine That erwartend.

Señora! Die Betheuerung, die ich hier ausspreche, verbürgt, daß ich in keiner Weise Complicen habe, welche das Leben Eurer Majestät bedrohen könnten, und ich bitte Eure Majestät vor Gott, daß Sie dem

Ihnen ergebenen Priester M. M. verzeihen möchten."

Der Gefangene nahm nach einigem Widerstreben die Feder und vollzog beide Schreiben.

Bei dem Inhalte dieser Erklärung verblieb Merino, auch noch nach verschiedentlichen eindringlichen Zureden des Cardinal Erzbischofs von Toledo, während der Beichte und Communion.

Jenes Dokument überbrachte der Justizminister mit folgenden Worten der Königin:

Señora! Martin Merino unwürdig einer Ihrer Unterthanen zu sein, um die Unruhe seines Gewissens zu beschwichtigen, beschwört Sie, damit er ruhig sterben könne, ihm die schwere Beleidigung zu vergeben, die er gegen Sie gewagt hat. Er wendet sich an seine erhabene Monarchin. Die unendliche Langmuth des Königs, der Königin, läßt ihn Verzeihung hoffen, aber zum ruhigen Tode bedarf es Eurer Majestät Vergebung, die er erfleht, mit der heiligen Betheuerung, keinerlei Complicen seines Verbrechens zu haben. Darum verzeihen Eure Majestät nach so vielen andern Beweisen Königlicher Gnade auch dem Mörder Merino.

Capelle, den 6 Februar. Gobernador Ordoñez.
Der Capellan der Herzöge San Carlos, Carlos Lopez.
Der Priester von Chamberi — Miguel Martinez y Sanz.

Bei der Beichte und Abendmahl erschien er den dabei beschäftigten hohen Geistlichen zerknirscht, so daß der Erzbischof von Toledo in großer Bewegung ausrief: Meine Herren! wenn wir auch diesen Mann wegen seiner Ver=

brechen gehaßt, so wollen wir uns doch freuen, daß Gott ihm wegen seiner Reue vergeben hat.

Um ½12 nahm Merino ein Glas Wasser mit Zucker und der Priester von Chamberi verließ ihn, ersetzt durch den D. Carlos Cordero von Santa Cruz. Er schlug dem Verurtheilten vor, über eine Stelle in der heiligen Schrift zu disputiren, worüber man aber bald auf ein geschichtliches Thema überging.

Während dieser lebhaften Unterhaltung traten mehrere Brüder der Caridad ein, und einige Alguazile, zu ihnen sagte Merino:

Wann wird die Execution morgen stattfinden?

Sie antworteten: Um 1 Uhr.

Wissen Sie, wie ich zum Gerüst geführt werde?

Ja wohl, hieß es, reitend!

Wird es ein schlechter Esel sein? fragte er — wird man mich mit diesen Ketten darauf setzen?

Nein Herr, die Ketten werden abgenommen und die Füße leicht gefesselt, sagte ein Alguazil.

Mann! das ist ja eine teuflische Erfindung! Ha! wer möchte es glauben, daß man mich auf einen Esel setzt, wie ein Kind, damit es nicht falle. Ich bin ein tüchtiger Reiter, man bringe mir nur ein gutes Pferd.

Dann wandte er sich an den Priester Lopez und sagte:

Herr Carlos, Sie werden nach meinem Tode vom Blutgerüst herab eine Rede halten; es wäre nicht übel, wenn Sie mir dieselbe jetzt mittheilen wollten, damit ich Ihnen sagen kann, ob sie nach meinem Geschmack ist. Mir kann es gleich sein. Mögen Sie sagen, was Sie wollen — wenn Sie nur bekräftigen, daß

ich keine Complicen, und in Niemandes Auftrag gehandelt habe.

D. Carlos Lopez, ein würdiger Geistlicher, war ohne Zweifel durch diese Art der Geschwätzigkeit des Verurtheilten unangenehm berührt, und hatte nicht Lust, auf solche Reden sich einzulassen. Er verließ deshalb unter irgend einem geschäftlichen Vorwand auf einige Augenblicke die Capelle.

Als Merino den üblen Eindruck seiner Rede auf den Priester wahrgenommen sagte er zu den Umstehenden:

Don Carlos ist gekränkt hinausgegangen. Wann er wiederkehrt, wird er darüber Auskunft geben.

Darauf bemerkte er den Umstehenden, daß er ausruhen wolle, und von 4 bis ¾ 5 schlief er fest.

Als er erwachte sagte er zum Geistlichen Lopez:

Sie sind erst beleidigt hinausgegangen Herr, als ob Sie (chascarilla) eine Fieberrinde waren — und dabei unterbrach er sich mehrmals laut lachend.

Dann fuhr er fort, bis Nachts 2 Uhr unermüdet zu schwatzen. Er lachte laut auf als er an die Figur dachte, die er machen würde; im gelben Gewande auf dem Esel, und er sagte, daß er es sich vom Henker als eine Gunst erbitten würde, die Garrotte, bevor sie ihm selbst angelegt, dem Esel anzuprobiren. Dann begann er einzuschlafen, und schlief fest bis 6 Uhr Morgens.

Als es Tag war, erinnerten die Priester ihn an ihre Gegenwart, worauf er mit großem Ernst mehrere Gebete sprach.

Um ¾ auf 4 erbat er Chocolade, die er mit Zuckerbrod nahm, worauf er zwei Gläser Wasser trank. Er

lobte sehr die Chocolade und dankte den beiden Brüdern de la Paz und de Caridad, daß sie ihn gut bedient und die Chocolade heiß gebracht hätten. Dieselbe sei viel besser gewesen, als die er früher für 9 Realen das Pfund gekauft hätte, wovon sich in seiner Speisekammer noch eine große Tafel vorfinden müsse. Dem Officier der Guardias sagte er: daß er dem verstorbenen Herzog von Orleans sehr ähnlich sähe.

Nach dem Brauche der Brüderschaft fragten die barmherzigen Brüder nach Merinos Schulden — worauf er einige angab und hinzufügte:

Das ist Alles, meine Herren, mit Ausnahme derjenigen Schulden, die ich weder habe noch jemals gehabt habe.

Die Brüder sagten darauf, daß er über den vierten Theil der von ihnen für seine Seele gesammelten Almosen verfügen könne. Er dankte ihnen, da dies überflüssig sei und er nichts bedürfe. Er cedirte diese Summe dann der Brüderschaft.

Er hatte zwar den Wunsch, daß das Geld auf dem Wege zum Blutgerüst vertheilt werden möchte; doch mußte dies als ungesetzlich abgelehnt werden.

Gegen 12 unterhielt er sich mit dem Gefangenarzt ausführlich über die Vortheile einer nüchternen und mäßigen Lebensweise, anführend, daß er manche Tage nur von Flüssigkeiten gelebt habe, um den Appetit auf die folgenden zu reizen.

Für verschiedene Personen bestellte er Grüße. Er unterhielt sich mit den Brüdern viel über die Sentenzen

von Rochefaucauld, die er angeblich sämmtlich niedergeschrieben habe; unter andern:

Der Tod ist die bitterste Strafe des Lebens;

er habe aber mit Bleistift darüber geschrieben:

Der Tod ist der süßeste Trost des Lebens.

Das hätte er vor Jahren geschrieben, und damals wie jetzt das größeste Verlangen nach dem Tode gehabt. Dieser Wunsch habe ihn niemals im Leben verlassen.

Um 12 Uhr traten mehrere Geistliche der Brüderschaft, der Alcaide und ein Bursche mit Hammer und Amboß ein um die schweren Fesseln abzunehmen. Merino saß wie nachdenkend auf dem Bette, indem ein Mantel seine Beine und Fesseln bedeckte. Auf das Geheiß, die Ketten abzunehmen, leistete er selbst bei dieser schwierigen Operation Hülfe, wandte Fuß und Ring je nach der Arbeit und bat, daß man sich in Acht nehmen, und nicht durch Ungeschicklichkeit ihm Schmerzen zufügen möge. Als die Arbeit beendet nahm er die Ketten sie wiegend in die Hände und sagte:

Das ist ein kostbares Stück!

Die barmherzigen Brüder reichten ihm nun die für die Execution angefertigte Tracht; und Don Manuel Tirado, der Aelteste sagte dazu:

Don Martin, ziehen Sie diesen Rock an, den Sie tragen sollen zum Gedächtniß an unsern Herrn Jesus Christus.

Gut — antwortete Merino und indem er mit dem linken Arme hineinfuhr, sagte er zu denjenigen, die ihn umstanden:

Der Rock ist häßlich; aber nicht so häßlich als ich

glaubte. Sie sehen, meine Herren, mit welcher Heiterkeit ich ihn betrachte und anziehe; mit derselben Gleichgültigkeit, mit der ich die Tunika Julius Cäsars anlegen würde. Am Ende — die Welt ist einmal ein Theater, wo Jeder seine Rolle spielt; und doch habe ich nicht geglaubt, daß ich dereinst diesen Rock anziehen würde. Da es nun aber einmal so bestimmt, so will ich ihn wohl nehmen; und damit befestigte er die Schleife, welche den Rock am Halse zusammenbindet.

Auf eine christliche Bemerkung des einen Geistlichen, welcher erschüttert war, solchen Menschen vor sich zu haben, der in diesem Augenblick vom Theater und von Julius Cäsar sprach, und sich beklagte, daß man die Knöpfe vergessen habe und der Rock jetzt viel weniger gut sitzen würde — senkte der Verurtheilte den Kopf auf einen Augenblick; und beim Namen Jesu Christi bekannte er sich als Sünder.

Mit Bezug auf die Halsbinde beklagte er sich, daß man sie zu eng gemacht habe und sagte, daß ein Anderer sie umnehmen möge, weil er für seine Person sich hüten werde, sie zu nehmen.

Als der Henker ihn, dem Brauche gemäß, umarmte und um Verzeihung bat, daß er ihn tödten müsse, erwiderte Merino sehr heiter:

„Mein Herr, ich habe Ihnen nichts zu verzeihen, erfüllen Sie Ihre Pflicht, wie es das Gesetz erheischt. Vollstrecken Sie einen Urtheilspruch, der gerecht ist. Das Einzige, was ich erbitte, ist, daß, wenn der Augenblick der Execution naht, diese so rasch als möglich vollstreckt werden möge!"

Als er nun Rock und Mütze angethan, erhob er sich plötzlich und sagte:

„Laßt uns gehen!"

Die Brüder sagten, daß es noch zu früh sei, und die Behörde noch nicht das Zeichen zum Aufbruch gegeben habe, daß er sich also inzwischen etwas niedersetzen möge. Darauf ward er ungeduldig und sagte, als man das bemerkte:

„Meine Herren, Sie sprechen von Sanftmuth und Geduld; ich will heiter, und ernst, und geduldig sein, allein Sie behandeln mich mit Impertinenz."

Sogleich aber, als er den peinlichen Eindruck gewahrte, welchen jene Aeußerung auf den Gesichtern der Umstehenden hervorbrachte, mäßigte er seine Heftigkeit und schwieg einige Minuten.

Inzwischen wurden ihm die Handschellen angelegt und man trat aus der Capelle. Merino hielt einen Augenblick vor dem Bilde der Jungfrau an, sank auf die Kniee und mit lauter und ernster Stimme sprach er das Salve in lateinischer Sprache, und fügte einige Gebete hinzu, dann verbeugte er sich tief vor dem Bilde und ging hinaus.

F. Merino auf dem Gange zum Schaffot.

Inzwischen war seit 10 Uhr Morgens ein ungeheures Treiben in allen Straßen der Stadt sichtbar. Kutschen und Reiter und Omnibus nahmen die Richtung nach dem Bilbaothore zu, in die Gegend des Chamberiviertels. Je mehr die Stunde der Hinrichtung sich näherte, je mehr

wuchs die Menschenmenge. In dem Paseo Barbara waren auf allen Häusern, die Front der Dächer entlang, erhöhte Sitze mit Zuschauern angefüllt, und bis in die Gipfel waren die Bäume mit Knaben besetzt.

In Mitten des Feldes de Guardia erhob sich das Blutgerüst, so daß es von allen Seiten gesehen werden konnte.

Das Regiment Gerona schloß das Quarré, dahinter das Regiment Königin-Regentin, und zur Seite das von San Marcial. 3 Escadrons Ulanen vom 6ten Regiment und eine Escadron Jäger von Madrid standen seitwärts. Die Truppen hatten scharf geladen. Von Zeit zu Zeit waren berittene Guardias zur Aufrechthaltung der Ordnung aufgestellt.

Um ½1 Uhr stieg man aus dem Gefängniß die Treppen hinab. Dieselben sind ziemlich breit. Merino erbat und nahm keine Unterstützung an, indem er sagte, daß dies nicht nothwendig sei. Allein er beklagte sich, daß die Handschellen gar zu eng wären, und als er an die Seite des Esels trat, sagte er zum Scharfrichter, daß, um hinaufzusteigen, er der Hülfe bedürftig sei. Der Henker und sein Diener nahmen ihn darauf in den Arm, um ihn auf das Thier zu heben. Dabei ward er unwillig und heftig und schalt den Knecht des Scharfrichters einen Barbaren, der ihm durch seine Ungeschicklichkeit Schmerzen verursache.

Als er auf dem Esel saß, sagte er mit Genugthuung:

„So sitze ich bequem. Aber warum hat man mir zum Reiten nicht Steigbügel gegeben? Für einen Chorknaben hat man mich gut genug ausstaffirt!“

Er lobte die Sicherheit des Esels, seiner Größe wegen. Er betrachtete mit sehr freundlichen Augen den Henker und seinen Gesellen und sagte:

„Da habe ich mir ein paar schmucke Schildknappen gewählt."

Alles das sagte er scheinbar ohne Ostentation, sondern in der natürlichsten und heitersten Weise, als ob er eine Conversation auf dem Paseo anknüpfte. Beim Oeffnen der Pforte nach der Straße wollte der Esel nicht hinaus, worauf Merino mit lauter Stimme rief:

„Er will nicht gehen! Wenn er mein wäre, ich würde ihn schon gehen machen!"

Der traurige Zug setzte sich in Bewegung.

Eine Escadron des Regimentes Königin eröffnete den Zug mit aufgenommenen Säbel. Dann kamen zwei geöffnete Reihen desselben Regimentes, zwischen welchen die barmherzigen Brüder gingen. Einer von ihnen trug ein großes Kreuz mit dem gekreuzigten Heiland. Dann folgte Merino, von Priestern umgeben.

Zu Pferde folgten der Gouverneur in großer Uniform mit höheren Beamten, die Richter des Tribunals und erster Instanz — dann eine Compagnie Infanterie und zwei Escadrons Cavallerie. Zuletzt ein Picket Guardias civiles.

Merino trug in den gefesselten Händen das Bild der Mutter Gottes. Sein Gesicht war bleich, sein wüstes Haar fiel darüber hinab, und der Bart war seit 5 Tagen nicht rasirt. Mitunter richtete er seinen Blick auf das Bild und schien leise Gebete zu murmeln. Dann schaute er wieder unbefangen rechts und links auf die Menge, die ihn anstarrte. Es lag in seinen Zügen weder Haß noch Furcht,

sondern dieselbe Gleichgültigkeit schien ihn auch im letzten Momente nicht verlassen zu wollen.

Bisweilen erhob er sich etwas auf dem Thiere, um nach dem Schaffot zu sehen, welches schon von fern über die Truppen weg wahrgenommen werden konnte. Allein er schaute dahin nicht mit Angst und Wiederstreben, sondern mit Ruhe und Heiterkeit, und wandte immer wieder den Blick dort hin. Einmal schien ihm der Zug zu langsam vorwärts zu gehen und er trieb zur Eile.

Einem der Geistlichen, der ihn unterstützte, sagte er:

„Lassen Sie das gut sein. Das ist nicht nöthig. Ich hänge so meinen Gedanken nach, und wenn ich Ihrer bedarf, werde ich es ihnen sagen."

Einmal rief er dem Scharfrichterknecht, der den Esel beim Zaume zerrte, zu:

„Bist Du so ungeschickt, daß Du nicht einmal einen Esel führen kannst; wenn ich Dich erreichen könnte, würde ich Dir eins versetzen, daß Du daran gedenken solltest."

Und einem Geistlichen, der sehr ergriffen, ihm sagte:

„Herr Merino, sind das Ausdrücke und Gedanken, wie sie in solchem Augenblicke an der Zeit sind?" erwiederte er:

„Herr, da ist keine Gefahr dabei. Fern von mir kann ich ihm ja doch nichts thun. — Man muß die Sachen nicht gleich so ernst nehmen!"

Dann machte er die Priester auf die Aecker am Wege aufmerksam und meinte, ihnen würde baldiger Regen dienlich sein.

Beim Passiren der Kirche von Chamberi wandte er sich zu den Priestern und bemerkte:

„Wahrhaftig, die steht so schief, daß sie einstürzen muß, wenn nicht bald eine Reparatur vorgenommen wird.“

Als man ihn aufforderte, das Bild des Gekreuzigten anzusehen, bei welchem man vorüber kam, antwortete er: „Ich habe es bereits betrachtet und schaue jetzt lieber auf das neugierige Volk und auf den Schnee der Guadarama da drüben.“ Auf den Rath eines Priesters, zu beten, erwiederte er: „Wissen Sie, ob mir das helfen wird? Warum belästigen Sie mich ohne Ende! Ich weiß allein, wie es mit der Hülfe Gottes steht. Habe ich sie nöthig, so werde ich sie schon anrufen! Ich wiederhole, lassen Sie mich in Ruhe!“ Auf das Anerbieten von Wein und Wasser, entgegnete er: „Herr, mir fehlt nichts, weder Kraft noch Heiterkeit; was ich brauche, werde ich fordern!“ Ward angehalten, um das Todesurtheil vorzulesen, so hörte er aufmerksam hin, wiederholte das Schlußwort und sagte nickend: „Richtig, so, jetzt vorwärts; das geht ja so langsam, wie die Procession beim Corpusfest! Glücklicherweise ist es heute nicht so heiß, wie in jener Jahreszeit. He, Allo, mein Esel, marsch, marsch — immer vorwärts!“

Nahe am Blutgerüst blickte er aufmerksam hinauf. Als er sagen hörte, er trägt einen gelben Rock mit blutrothen Aermeln, wandte er den Kopf und wiederholte:

„Ja wohl, gelben Rock mit rothen Aermeln!“

Dort erhielt er Absolution von einem begleitenden Priester. Als der Act beendet, wollte er die Leiter hinaufsteigen, allein man hielt ihn zurück, weil noch einige Minuten fehlten, indem er um dieselbe Zeit, wo er das Attentat verübt, gerichtet werden sollte. Als man ihm dies auseinandersetzte, sagte er:

„Sehr gut, mein Herr, wenn das Ihretwegen ist, so mag es immerhin sein, ich für meine Person bin vollständig bereit."

Ein Officier nannte ihn Tiger. Merino wandte sich um und sagte höhnisch:

„Herr, Sie möchten wohl ein Herz haben, wie das Meinige? Wären in Spanien nur 12 Männer wie ich, so sollte die Welt bald von Tyrannen befreit sein."

Einem Officier, der die Augen schloß, rief er zu: „Schämen Sie sich, Herr! Haben Sie so wenig Courage?"

Dann stieg er die Treppe behend und fest hinauf, begleitet von einigen Priestern. Oben drückte er den Wunsch aus, sprechen zu wollen.

Das Volk, welches dies verstand, brach in einem stürmischen Viva la reina aus, um ihn nicht zu Worte kommen zu lassen.

Merino sagte: „Ich will nichts sagen, was die Königin beleidigt. Ich will nur wiederholen, daß ich bei meiner That keine Complicen gehabt — (Dicho) ich habe es gesagt."

Hatte er sie wirklich — so hat er sein Geheimniß mit ins Grab genommen, und ein Beweis ist nicht weiter möglich.

Darauf ging er zur Todtenbank, ohne Zögern, ohne Wanken, festen Schrittes, ohne daß sich in seinem Gesichte der mindeste veränderte Ausdruck zeigte. Er setzte sich bequem, ließ sich durch den Henker festbinden, wobei er bat, daß er die Hände nicht zu sehr schnüren möge. Beim Umlegen des Halseisens half er selbst, weil dasselbe auf einer Seite drücke. Dann sagte er:

„Fertig! Schraube zu! — wenns gefällig ist!“

Und einen Augenblick darauf hatte der Zug des kleinen Ringes an der Garrote die Seele des Königsmörders vor den Thron des Allmächtigen geführt.

Durch die Menge lief ein leises Gemurmel: „Gott hat ihn gerichtet und verziehen!“

Und plötzlich brach aus 100,000 Kehlen ein enthusiastisches Viva la reina aus. Darin liegt ein Zug des spanischen Volkscharacters: erst sein Gott und dann seine Königin!

Der Geistliche Cordero hielt dann mit lauter Stimme eine Rede an das Volk. Er protestirte Namens des spanischen Volkes und des Clerus gegen das Verbrechen, daß so eben gebüßt worden. Er forderte auf zu neuen Proben der Liebe und Treue für die Königin und schloß mit Vivas auf die Religion, die Königin und die Familie.

Bis 5½ Uhr blieb der Leichnam auf dem Blutgerüste ausgestellt, von Militär bewacht. Dann nahmen ihn die barmherzigen Brüder herunter, legten ihn in einen Sarg und begleiteten ihn auf dem Kirchhof.

Es war der Befehl gegeben, den Leichnam in Gegenwart einer Justiz-Commission zu verbrennen. Es geschah. 2½ Stunde brannte der Körper, dann wurde die Asche auf dem Kirchhofe über die Gräber gestreut und verweht.

Im ganzen Lande sprach sich ein ungeheurer Enthusiasmus über die Rettung der Königin aus dieser Gefahr aus, und Alles beeilte sich, um den Dank dafür und die Freude darüber auf würdige Weise zu feiern. Alle Brüderschaften, Ritterorden, Adelsgesellschaften und Corporationen, alle Kirchen und Behörden feierten, sangen Tedeums,

beteten, gelobten, schenkten, stifteten, kleideten, speisten, statteten Bräute aus und thaten gute Werke.

Der Cardinal Erzbischof von Toledo bewilligte einem Jeden einen 100 tägigen Ablaß, der für das Wohl der Königin in der Kirche gebetet hatte.

Die Königin befahl dem Minister-Präsidenten, in ihrem Namen dem Lande für die rührenden Beweise der Liebe und Theilnahme zu danken, und zur Erinerung des Tages ein großartiges Hospital zu errichten.

Die Zahl der eingegangenen Beileids-Adressen betrug 9851 und 1,271,168 Namen von Personen, die sich in den ersten sieben Tagen nach dem Attentate im Palast persönlich nach dem Befinden der Königin erkundigt hatten, waren in die zu diesem Behufe ausgelegten Bücher eingetragen.

Der schwere goldgestickte Purpurmantel und die prächtige Diamantenkrone, welche die Königin am 2. Februar getragen, ward der Mutter Gottes von Atocha geweiht, welche damit bei feierlichen Gelegenheiten bekleidet wird. Großartige Volksfeste wurden im ganzen Lande gefeiert.

Der Priester Merino hat sich als einen Character bewährt; aber die Ruhe und Intoleranz, die er bis zum letzten Athemzuge beobachtete, welche jeglichem Einflusse widerstanden, jeglichem Eindrucke trotzten, sie deuteten auf Nichts, was man als Charactergröße hätte bewundern, wenn auch beklagen müssen — Nein — sie zeigten uns nur ein ekelerregendes Bild von der Fühllosigkeit eines vollständig verhärteten Gemüths, von der Bestialität eines in Verruchtheit und teuflischen Hohn verknöcherten und zu Grunde gegan-

genen Menschen — so scheußlich, daß man darauf nicht einmal als warnendes Beispiel verweisen darf!

Als Curiosa mögen noch nachstehende Notizen dienen:

Das Schreiben, welches Merino am 13. März 1849 an den Regenten Espartero richtete, um eine Pension zu reclamiren, lautete:

„Ihre Würde als Regent, Ihre Großmuth als Krieger und Patriot kann über den Styl dieses Schreibens nicht zürnen. Wäre ich Ihnen durch Vertrauenspersonen vorgestellt, so würde dies meinen gerechten Klagen schnelle Abhülfe gewähren. Allein, da ich die Aufmerksamkeit Ferdinando's VII. und seiner Minister auf mich zu ziehen gewußt, so hoffe ich auch jetzt, meinen Worten Nachdruck zu sichern.

33jährige Verfolgung; 2 Auswanderungen, dreimal eingekerkert, 20 Jahre in der Fremde, 32 Jahre Priester. Das sind die Titel meines stolzen Selbstbewußtseins! Preis gegeben von denen, die wahres Verdienst würdigen sollten und an das Mitleiden der Nation gewiesen, widersteht es mir, einen Act der Felonie zu begehen. Ich habe keine Zeugnisse aufzuweisen, aber ich lüge und bettle nicht, sondern ich fordere. Madrid und sein Ajuntamiento haben mich am 20sten und 23sten kennen gelernt, in den Julitagen, auf den Kanzeln und in den Gefängnissen &c."

Ein vormaliger Klostermönch von San Benito de Nagera aus Redondela, Provinz Pontevedra gebürtig, hatte am 28. Januar, also 5 Tage vor dem Attentate, dem Haushofmeister der Königin eine Vorstellung überreicht, worin er in räthselhaften Ausdrücken vor dem Monat Februar warte. Am Tage des Attentates hatte er früh Morgens eine ähnliche Eingabe übersandt — und auf späteres Befragen nur angegeben, daß er vor acht Tagen auf der Straße zwei Männer vor sich habe hergehen sehen, und von ihnen den Plan eines Attentates besprechen hören.

Ein Historiograph in Madrid hatte ausgerechnet, daß das Attentat auf die Königin Isabella die zweite, in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, und zwar im zweiten Jahre der Decade, im zweiten Monate des Jahres, am zweiten Tage des Monats, in der zweiten Hälfte und in der zweiten Stunde des Tages — als die Königin ihr zweites Kind nach der Kirche Atocha tragen wollte, vollbracht sei, durch den Priester Merino, welcher Nummer zwei, in der Straße del Triunfo im zweiten Stockwerke gewohnt habe.

Spanische Minister-Präsidenten in dem Zeitraume von 1833 bis 1853.

Das namentliche Verzeichniß der Minister-Präsidenten unter der jetzigen Regierung mit Angabe ihrer früheren Stellung und der Dauer ihrer Amtsthätigkeit dürfte einen interessanten Beitrag zur Zeitgeschichte abgeben. Die angeführten Data beruhen auf den amtlichen Notizen der Kanzlei des Ministeriums der Gnaden und der Justiz.

1. Don Francisco Cea Bermudez, früher Gesandter in London, am 1. October 1833 Minister der auswärtigen Angelegenheiten, ernannt von Ferdinand VII., bestätigt von der Königin Gobernadora, übernahm die Präsidentschaft am 30. November 1833 und verzichtete am 15. Januar 1834. Seine Amtsführung dauerte 3 Monate.

2. Don Francisco Martinez de la Rosa, früherer Minister der auswärtigen Angelegenheiten, zum Minister-Präsidenten ernannt am 15. Januar 1834, verzichtete am 7. Juni 1835. Seine Amtsführung dauerte 1 Jahr, 4 Monate und 22 Tage.

3. Der Graf von Toreno, früher Finanz-, dann Minister des Auswärtigen, vom 7. Juni bis 14. September 1835. Dauer 3 Monat und 7 Tage.

4. Don Juan Alvarez Mendizabal, Finanzminister, vom 14. September 1835 bis 15. Mai 1836. Dauer 8 Monate und 1 Tag.

5. Don Javier Isturiz war Abgeordneter, ward zum Minister des Auswärtigen ernannt am 15. Mai 1836; behielt die Präsidentschaft 3 Monate bis zum Augenblick, wo sich das Pronunciamento gegen sein Ministerium erhob — im August desselben Jahres — also 3 Monate.

6. Don José Maria Calatrava, Deputirter und Decan des obersten Justiztribunals, am 15. August 1836 zum Minister des Auswärtigen ernannt, verzichtete am 18. August 1837, nachdem seine Präsidentschaft 1 Jahr und 2 Tage gedauert hatte.

7. Don Eusebio Bardaji, Exminister des Auswärtigen und Senator; übernahm die Präsidentschaft mit dem Auswärtigen Ministerio am 18. August 1837 und verzichtete nach einer Amtsführung von 3 Monaten und 28 Tagen am 16. December desselben Jahres.

8. Der Graf von Ofalia, Exminister der auswärtigen Angelegenheiten und Senator, übernahm die Präsidentschaft am 16. December 1837 und verzichtete am 7. September 1838. Sein Amt dauerte 8 Monate und 21 Tage.

9. Der Herzog von Frias, vormals Gesandter und Senator; vom 7. September bis zum 9. December 1838 — also 3 Monate und 2 Tage.

10. Don Evaristo Perez de Castro, Gesandter in Lissabon und Minister der auswärtigen Angelegenheiten, war Präsident des Ministerconseils vom 9. December 1838 bis zum 20. Juli 1840, während 1 Jahres, 5 Monate und

16 Tage. Er trat in Folge einer Volksbewegung ab, welche in Barcelona ausbrach, wo sich damals der Hof befand.

11. Don Isidro Alair, Kriegsminister und vom 6. December 1838 ab interimistisch mit der Präsidentschaft betraut, verwaltete sie bis zum 3. Februar 1839.

12. Don Antonio Gonzalez, Mitglied des obersten Justiztribunals, dann Justizminister und zum Präsidenten des Ministerconseils am 20. Juni 1840 ernannt, trat diese Stelle gar nicht an.

13. Don Valentin Ferraz, Generalinspector der Cavallerie, vom 12. August 1840 an Kriegsminister und Ministerpräsident, verzichtete auf die letztere Stelle wenige Tage darauf.

14. Don Modesto Cortazar, Regens des Appellhofes von Valladolid, interimistisch Justizminister und Minister-Präsident am 29. August 1840, trat in Folge des Pronunciamento vom 1. September desselben Jahres zurück.

15. Don Baldomero Espartero, Herzog von Victoria, Minister-Präsident ohne Portefeuille vom 11. September 1840. Er trat die Stelle erst am 10. October an. Als die Königin Mutter die Regentschaft abtrat, übernahm er solche interimistisch und nach seiner förmlichen Ernennung zum Regenten durch die Cortes, legte er die Präsidentschaft nach achtmonatlicher Dienstleistung am 10. Mai 1841 nieder.

16. Don Antonio Gonzalez, Mitglied des obersten Justiztribunals ward durch Espartero am 21. Mai 1841 zum Minister-Präsidenten ernannt und verblieb in dieser Stellung während 1 Jahres und 26. Tage bis zum 17. Juni 1842.

17. Der Marquis von Rodil, Generalcapitain der Armee und Senator. Kriegsminister und Minister-Präsident vom 17. Juni 1842 bis zum 6. Mai 1843, also 10 Monate und 21 Tage.

18. Don Joaquin Maria Lopez Deputirter; Justizminister und Minister-Präsident vom 9. bis zum 19. Mai 1843, also während 10 Tage.

19. Don Alvaro Gomez Becerra, Mitglied des obersten Tribunalshofes, Präsident des Senates; vom 19. Mai bis 24. Juli 1843 Präsident des Ministerconseils. Er zog sich zurück, da das Pronunciamento wider Espartero gesiegt hatte und eine provisorische Regierung angesetzt wurde.

20. Don Joaquin Maria Lopez, wurde am 20. Juli 1843 wiederum Justizminister und Präsident der provisorischen Regierung. Er verzichtete bei Gelegenheit der Großjährigkeitserklärung der Königin, und übernahm bis zum 20. November die interimistische Präsidentschaft des Ministerconseils, mithin war er 4 Monate in dieser amtlichen Stellung.

21. Don Sebastiano Olozaga, Gesandter in Paris und Minister-Präsident; übernahm das Ministerium des Auswärtigen und die Präsidentschaft des Ministerconseils auf Befehl der großjährig erklärten Königin am 20. November und ward derselben am 28sten, also 8 Tage später enthoben.

22. Don Luis Gonzalez Bravo, Deputirter; Minister-Präsident und Minister der auswärtigen Angelegenheiten vom 1. Dember 1843 bis zum 3. Mai 1844; also 5 Monate und 3 Tage.

23. Don Ramon Maria Narvaez, Generalcapitain der Armee und von Madrid, sowie Senator. Kriegsminister und Minister-Präsident vom 3. Mai 1844 bis zum 11. Februar 1846 wo er diese Stellen seiner geschwächten Gesundheit wegen niederlegte. 9 Monate und 8 Tage hatte seine Amtsführung gedauert.

24. Der Marquis von Miraflores, Exgesandter und Senatspräsident, Minister des Auswärtigen und Minister-Präsident vom 12. Februar bis 16. März 1846.

25. Don Ramon Maria Narvaez, zum zweiten Male Kriegsminister und Minister-Präsident vom 6. März 1846 bis zum 4. April desselben Jahres, mithin während 18 Tage.

26. Don Javier Isturiz zum zweiten Male, während 9 Monate und 24 Tage, vom 4. April 1846 ab; er trat mit dem Gesammtministerium zurück, als der Marquis von Gerona, Candidat der Opposition zum Präsidenten des Congresses erwählt ward.

27. Der Marquis de Casa-Irugo, Herzog von Sotomayor, Senator und Gesandter in London, Minister des Auswärtigen und Minister-Präsident vom 28. Januar bis zum 27. März 1847, während 2 Monate.

28. Don Joaquin Francisco Pacheco, Fiscal des Obertribunals und Deputirter, während 5 Monate und 2 Tage; vom 28 März bis 1. September 1847 Minister-Präsident und Minister des Auswärtigen. Ward später zum Gesandten in Rom ernannt.

29. Don Florencio Garcia Gojena, Director des obersten Justiztribunals vom 12. September bis 4. October 1847, also 22 Tage lang Minister-Präsident.

30. Der Herzog von Valencia zum dritten Male, und

war am 4. October Minister des Auswärtigen; am 27. November Kriegsminister, und vom 24. December 1847 bis zum 18. October 1849, also während 2 Jahre und 4 Tage ausschließlich Minister-Präsident.

31. Der Graf von Clonard, Generallieutenant und Director der Allgemeinen Kriegsschule; Kriegsminister und Minister-Präsident vom 19. bis zum 20. October 1849 also während eines Tages.

32. Der Herzog von Valencia zum vierten Male Minister-Präsident ohne Portefeuille vom 20. October 1849 bis zum 10. Januar 1851; also 1 Jahr, 2 Monate und 20 Tage.

33. Don Juan Bravo Murillo, Exminister der Justiz, des Handels und der Finanzen, Deputirter; Finanzminister und Minister-Präsident vom 10. Januar 1851 bis zum 17. December 1852; also 1 Jahr, 11 Monate, 7 Tage.

34. Graf Alcoy-Roncali, Generalcapitain von Cuba, Minister des Auswärtigen und Minister-Präsident vom 17. December 1852 bis April 1853 also 6 Monate lang.

35. Don Lersundi, Divisions-General; Minister des Auswärtigen und Minister-Präsident vom April bis September 1853 also 5 Monate lang.

36. Graf San Luis-Sartorius, Exminister-und Senator. Minister des Auswärtigen und Minister-Präsident; vom September 1853.

Testament des Malers Bartholomäus Murillo.

(Aus dem Sevillanischen Stadt-Archive.)

Bartholomäus Esteban Murillo ward in Sevilla am 1. Januar 1618 geboren. Er verheirathete sich im Jahre 1648 als er von Madrid heimkehrte mit Beatrix von Cabrera aus Pilas gebürtig, wo dieselbe einen Olivengarten besaß. Murillo starb am 3. Januar 1682 in den Armen seiner Freunde; nämlich seines Schülers, des Malers Don Pedro Nuñez de Villavicencio, Ritter von S. Juan und D. Justino Neve, Präbendarius an der Cathedrale zu Sevilla. Der Tod überraschte ihn so schnell, daß er auf die Frage des Notars ob er kein anderes als das nachfolgende Testament hinterlassen habe, nicht mehr zu antworten vermochte. Nach den bestehenden Bestimmungen mußte jene Frage vorgelegt werden, um die Gültigkeit des fraglichen Testamentes seitens des Assistenz-Tenienten D. Rodrigo de Miranda y Quiñones gesetzlich auszusprechen.

Der Körper Murillos ward in der Parochialkirche von Santa Cruz begraben, welche später aufgehoben und zu einem öffentlichen Platz umgeschaffen ward. Sein Grabmahl be-

fand sich in der ersten Seitencapelle zur linken Hand, wenn man von der Puerta del Carne aus in die Kirche trat. Diese Capelle hieß Descendimiento, wegen des Gemäldes von Pedro de Campaña, welches damals dort hing, gegenwärtig sich in der Cathedrale befindet. An dem Orte der Gruft war eine Steinplatte mit einem Todtenkopfe angebracht. In dem Todtenregister der Kirche ist an der betreffenden Stelle des Jahres 1682 bemerkt, daß Murillo das dritte Haus, von der kleinen, neuen Kirchthür an bewohnte. Eine Inschrift befand sich nicht über seinem Grabe. — Die Nachweisung des nachfolgenden Testamentes im Archive von Sevilla verdanke ich meinem Freunde D. Jose Galofre, Secretair Ihrer Majestät der Königin, Künstler von Fach, dem das Verdienst gebührt, nach allen Kräften auf die Erhaltung der Kunstdenkmäler Spaniens, und auf die zweckmäßige Entwickelung, Belebung und Ausbildung des Kunstsinnes und die Reorganisation der Kunstacademien hinzuwirken.

Testament.

Im Namen Gottes, Amen!

Kund und zu wissen, allen denen, welche dies Testament zu Gesicht bekommen. Ich, Bartholomé Murillo, Meister der Malerkunst, Bürger von Sevilla, in der Parochie von Santa Cruz, krank an Körper, aber gesund an Verstand und Willenskraft, in voller Klarheit meiner Gedanken, in vollem Bewußtsein, ungeschwächtem Gedächtniß, so wie Gott der Herr die Gnade gehabt, mich zu schaffen — glaube fest und wahrhaftig an die göttliche Dreieinigkeit, Vater, Sohn und heiligen Geist, drei unterschiedene und

doch in einem wahrhaftigen Gott vereinigte Personen; ich glaube an die heilige römisch-katholische Mutterkirche, und hoffe, daß der Herr mir gnädig und barmherzig sein, und die Jungfrau Maria, die Unbefleckte, Sündenreine mir dazu als Vermittlerin verhelfen wird; ich setze mein Testament hiermit auf und bestimme und befehle wie folgt:

Erstens. Ich befehle meine Seele Gott dem Herrn, der uns durch sein Blut erlöst hat, und den ich demüthig bitte, daß er mir in seiner Gnade vergeben möge. Sollte er in seiner Barmherzigkeit mich aus diesem Leben abrufen, so wünsche ich, daß mein Körper in dieser Parochie bestattet, und bei dieser Gelegenheit für meine Seele das herkömmliche Requiem gesungen werden möge. Meiner Familie überlasse ich die Anordnungen bei meinem Begräbnisse.

Ferner wünsche ich, daß für meine Seele 400 Messen gelesen werden; der vierte Theil in meiner Parochie; 100 in dem Kloster der gnadenreichen Mutter Gottes, und der Rest in den Kirchspielen, wo es meinen Erben beliebt. Aus meinem Nachlasse sollen diese Kosten bestritten werden.

Ferner. Den Mandas forzosas — dem Hause von Sant Jerusalem und den im Allgemeinen berücksichtigten Anstalten, soll man einer jeden 8 Maravedis zahlen.

Ferner. Ich erkläre, daß ich Erbe von Maria Murilla meiner Nichte war, Wittwe von Francisco Ferron, und sich aus dieser Erbschaft noch in meinem Besitze zwei silberne Leuchter, zwei Löffel und vier Gabeln befinden, und sechs mit Silber verzierte Täßchen. Diese Gegenstände, die mein Sohn D. Gaspar Esteban Murillo kennt, sollen verkauft und aus deren Erlös Messen für die Seele der gedachten Maria von Murillo gelesen werden, die Hälfte

im Kloster San Antonio, und die andere Hälfte im Kloster der gnadenreichen Mutter Gottes.

Ferner. Ich erkläre, daß sich in meinem Besitz 50 Ducaten befinden, welche mir die genannte Maria von Murillo meine Nichte hinterließ, damit sie nach meinen Tode an Manuela Romera aus der Stadt Bollullos fielen. Dies soll nunmehr geschehen.

Ferner. Ich erkläre, daß mir Andres de Campo, Schreiber in Pilas, 2000 Realen vellon schuldet (150 Th. preußisch) nämlich vierjährige Pacht, 500 Realen jährlich, für meine Olivengärten, auf welche Schuld er mir abschläglich 10 Arobas (à 25 Pfund) Oel zum Preise von 18 Realen (1⅕ Th.) eine jede verabfolgt hat. Der Rest der Schuld ist von ihm einzuziehen.

Ferner. Ich erkläre, daß mir noch Pachtreste rückständig sind von meinen in der Magdalena belegenen Grundstücken; nämlich von sechs Monaten zu acht Ducaten. Der Notar Pedro de Galvez, welcher die Häuser verwaltet, besitzt die betreffenden Papiere. Auch diese Schuld ist einzuziehen.

Ferner. Ich erkläre, daß ich für das Capucinerkloster in Cadiz ein großes Gemälde in Arbeit habe, und außerdem vier kleinere Bilder. Auf den bedungenen Preis von 900 Pesos (600 Th.) für alle fünf Gemälde habe ich 350 bereits erhalten.

Ferner. Ich erkläre, daß ich Nicolas Omasur 100 Pesos zu 8 Silberrealen schulde, welche er mir im verflossenen Jahre 1681 geliehen. Dafür habe ich ihm zwei kleine Bilder gemalt und übergeben, welche 30 Pesos (20 Th.) ein Jedes, also 60 zusammen bedungen waren, so daß er

gegenwärtig noch 40 Pesos zu fordern hat, die man ihm zahlen möge.

Ferner. Ich erkläre, daß Diego del Campo bei mir ein Gemälde bestellt hat, von der Anbetung der heiligen Märtyrin Catalina, auf 32 Pesos (21 Th.) bedungen und bereits bezahlt. Ich bestimme, daß man ihm das Bild beendet und verbessert zustelle.

Ferner. Ich erkläre, daß ein Schneider, der in der Alameda wohnt, dessen Name mir aber entfallen ist, bei mir ein Bild der Mutter Gottes, halbe Figur, bestellt hat, von welchem erst die Skizze entworfen ist. Er hat mir dafür 9 Ellen Rasch gegeben. Den Werth dieser 9 Ellen möge man ihm erstatten, da ich das Bild nicht habe vollenden können.

Ferner. Ich erkläre, daß ich mich vor 34 — 36 Jahren mit Beatrix von Cabrera Sotomayor verheirathet habe. Ich hatte in diese Ehe nichts eingebracht. Was sie eigenthümlich und mitgebracht geht aus einem Notariatsact hervor, der damals auf dem Platz San Francisco aufgenommen ward.

Ferner. Ich erkläre, daß Doña Francisca Murillo meine Tochter, Klosterfrau in dem hiesigen Mutter Gottes Kloster, bei ihrem Gelübde auf jedes Erbe verzichtet hat, wie sich dies in einem gerichtlichen Acte finden muß, welcher vor 7 bis 8 Jahren von Pedro Galvez aufgenommen ward. Dies erkläre ich, damit darüber kein Zweifel entstehe.

Ferner. Um dies mein Testament zu vollstrecken, ernenne ich zu Executoren desselben Herrn Justino de Neve y Chaves, Präbendarius, und Don Pedro de Villavicencio, Ritter von Sant Johann und Gaspar Esteban Murillo,

meinen Sohn, welchen ich in solidum, so wie jeden einzeln ermächtige und beauftrage, all mein Eigenthum zu realisiren, und meine Güter und Forderungen zu Geld zu machen, und demnächst Sorge zu tragen, daß die Bestimmungen, die ich erlassen, auch vollständig zur Ausführung kommen.

Wenn dies geschehen, und alle meine Schulden und Verpflichtungen, die zur Zeit meines Todes noch offen standen, bezahlt und gelöst, so ernenne ich, und setze ich ein zum Universalerben meines Gesammtvermögens Don Gabriel Murillo, welcher sich abwesend in Indien befindet und seinen Bruder Don Gaspar Esteban Murillo.

Diligencia: In der Stadt Sevilla am dritten Tage des April, im Jahre 1682, gegen sechs Uhr Nachmittags habe ich mich in die Wohnung des Malers Don Bartholomé Murillo, Einwohners dieser Stadt begeben, um das Testament aufzunehmen, indem ich an seinem oben stehenden letzten Willen die übliche Testamentsclausel zuzusetzen beabsichtige. Nachdem ich den besagten Murillo durch seinen Sohn Don Esteban nach seinem Namen gefragt, und er denselben genannt, und nachdem ich demnächst die Frage vorgelegt, ob er obiges Testament als seinen alleinigen letzten Willen betrachte, und jede etwa früher schon getroffene letztwillige Disposition dadurch für aufgehoben und ungültig erkläre, so antwortete er schon nicht mehr auf diese Frage sondern gab unmittelbar darauf seinen Geist auf. Zur Beglaubigung dessen schreibe ich dies hiermit nieder in Gegenwart des D. Bartholomé Garcia Bracho de Barreda, Priester und Einwohner hierselbst im Kirchspiel San Lorenzo, und Don Juan Caballero, Pfarrer der Kirche von

Santa Cruz, Geronimo Treviño, Maler und Einwohner hierselbst aus der Parochie San Esteban, und Pedro Velloso, Einwohner und Schreiber von Sevilla, welche dies bezeugen werden.

Dr. D. Juan Caballo. — D. Bartholomé Garcia Bracho de Berreda. — Geronimo Caballero Treviño. — Pedro Velloso, Schreiber in Sevilla. — Juan Antonio Guerrero, Notar von Sevilla.

In der Stadt Sevilla am 3. April 1682 erscheint vor dem Licenciaten, Don Rodrigo de Miranda y Quiñones, Assistent hierselbst, und vor mir Juan Antonio Guerrero, Notar hierselbst — um den vorstehenden Inhalt zu beglaubigen.

Juan Antonio Guerrero, Notar von Sevilla.

Folgen nochmals die Unterschriften der Zeugen, dann folgt Abschrift des Inventarii.

Erstens: Ein großer Schreibtisch von Salamanca mit ausgeschweiften Füßen.

Zweitens: Ein Büfett, von ein und drei Viertel Elle Breite, von Mahagoni mit Auffatz.

Drittens: Ein ähnliches von Mahagoni, 1½ Varas breit, mit Auffatz und Schubfächern.

Viertens: Drei Gemälde, etwa 2 Ellen ins Geviert, mit goldenen Rähmen, der eine Architectur, der andere Gegenstände aus der heiligen Schrift darstellend; alle drei sind Copien.

Fünftens: Ein Gemälde ¾ Ellen hoch mit goldenem Rahmen, Copie des Kopfes Johannes des Täufers

und zwei Fruchtstücke, eine halbe Elle hoch; ohne Rahmen.

Hiermit wurde die Aufnahme des Inventariums unterbrochen, um solche gelegentlich fortzusetzen und ist Vorstehendes durch mich, den Notar beglaubigt.

Guerrero.

Das Stiergefecht. (Corrida de toros).

Die Spanier wundern sich, daß in den übrigen Ländern Europa's die Stierkämpfe nicht üblich sind; daß die Ausländer nicht in vollem Maaße die Freude an diesem Volksvergnügen theilen. Sie beklagen sich, daß man ihnen das leidenschaftliche Interesse an diesen Vorstellungen zum Vorwurf mache und ihnen deshalb einen instinto muy bárbaro é incivilizado beilege. Die Spanier behaupten, daß in den Stierkämpfen ein absonderliches, ein allgemeines, ein characteristisches Volksvergnügen liege. Sie vertheidigen die Sache und motiviren die Billigung derselben.

Als zu Anfang dieses Jahrhunderts die Theilnahme des Publikums an den Corridas, besonders nach dem schrecklichen Tode des beliebten Matadors Francesco Herrera Guillen abgenommen hatte, lag es in der Absicht der Regierung, diese Vorstellungen ganz aufhören zu lassen. Es erhoben sich damals gewichtige Stimmen zur Rechtfertigung einer solchen Maaßregel. Der Adel erklärte sich gegen die Fortsetzung der Stiergefechte und sprach es aus, daß er sich ferner nicht daran betheiligen werde. Die Presse nahm Partei gegen die Erneuerung dieser Art von Volksvergnü-

gungen. Die Geistlichkeit ließ sich vernehmen, daß sie aus christlicher Pietät die Stierkämpfe verbanne, und den darin auf den Tod Verwundeten, Beichte, Absolution und christliches Begräbniß versagen werde. Der Hof sprach seine entschiedene Abneigung gegen die Wiedereröffnung der Plazas de Toros aus. Allein — die Plazas de Toros wurden dennoch wieder eröffnet; der Hof erschien dabei in vollem Glanze und zahlreich vertreten; die Geistlichkeit hielt es aus christlicher Pietät für angemessener, die angedrohte Versagung der Beichte, Absolution und des christlichen Begräbnisses nicht zur Ausführung zu bringen; die Presse entwickelte einen rasenden Enthusiasmus für dies ächt spanische Volksvergnügen und der Adel gehörte wieder wie früher nicht allein zu den fleißigsten Besuchern der Vorstellungen, sondern betheiligte sich daran durch freiwillige Uebernahme der Rolle der Picadores und bildete, wie früher, Vereine von Dilettanten (Aficionados), in denen der Kampf mit dem Stiere als ritterliches Vergnügen und als eine Kunst wissenschaftlich studiert und geübt ward.

Daß die Stiergefechte in Spanien ein Volksvergnügen sind, darüber kann Niemand in Zweifel sein, wer demselben beigewohnt hat. Eben um die Theilnahme des Volkes an diesen Vorstellungen, und die Art und Weise, wie dieselbe sich dabei äußert, entwickelt und bis zur höchsten Leidenschaftlichkeit und den Ausbrüchen der entfesselten Wuth steigert, zu beobachten, habe ich solche Feste, denn als solche muß man sie hier zu Lande bezeichnen, in verschiedenen Provinzen besucht, und zwar in Provinzen, deren Bewohner in ihrer Eigenthümlichkeit so verschieden sind, daß man sie kaum

als derselben Nation angehörig anerkennen kann, wie Andalusien, Catalonien und Asturien.

Ich habe überall genau dieselbe Haltung des Publikums, dieselbe Spannung, dieselbe fieberhafte Aufregung, dieselbe rasch steigende und rasch wechselnde Scala des Thermometers, dieselbe Art der Aeußerung des Beifalls und Unwillens gefunden; und ein reiches Feld für psychologische Studien. Diese Beobachtungen sind in der That im höchsten Grade interessant. Der Spanier erscheint im gewöhnlichen Leben durchaus ernst, ruhig und gelassen. Beim Stiergefecht ist er ein Anderer. Der Vornehmste wie der Geringste, die hochgebildete Dame und die Dienstmagd, das Alter und die Jugend, Männer und Frauen, Kinder bis zu den Säuglingen, welche mit ihren Ammen zahlreich unter den Zuschauern vertreten sind — Alle erscheinen sie dort dieselben; von gleichen Gefühlen beseelt, und zu gleichen Demonstrationen vereinigt. Wenn dies in Spanien, wo die Standesunterschiede im öffentlichen Leben zwar nicht fortfallen, aber doch nicht bemerkbar sind, weniger überraschen wird, so ist es gewiß ein characteristischer Beitrag zu dem Gesagten, daß selbst die durch den Zuschauerraum des Circus zahlreich vertheilten Soldaten, Sicherheitsbeamten und Guardias Civiles ihre streng militairische Haltung im Verlaufe der Vorstellung mitunter förmlich vergessen und als Glieder der dicht zusammengedrängten Kette gleichmäßig von dem electrischen Strome berührt werden.

Warum es ein Volksvergnügen ist, oder worin das eigentliche Vergnügen bei der Sache besteht, getraue ich mir nicht zu entscheiden, denn die Aeußerungen des Beifalls oder des Mißfallens des Publikums haben mich hierin nicht

zu einem bestimmten Schlusse geführt. Anfangs glaubte ich, es sei nur die Freude an der regelrechten Tapferkeit und Geschicklichkeit der Kämpfer, gesteigert durch die Geschicklichkeit und Ruhe, dem durch alle erdenklichen Mittel gereizten wüthenden Stiere gegenüber. Dann kam es mir wohl in den Sinn, daß es die Berechnung der Lebensfrist eines systematisch zu Tode gequälten, weder seiner Natur noch seiner Gewohnheit nach bösartigen, gemeinschädlichen Thieres sein möchte, und mich verletzte die Gleichgültigkeit für die Leiden dieser Thiere. Bei dem ungeheuren Applaus, welcher sich erhob, sobald der Stier seine Hörner in den Leib eines armen, alten, mit verbundenen Augen dastehenden Pferdes bohrte, wenn er es hob und warf, und das durch Schläge wieder auf die Beine gebrachte zitternde Thier, seine Eingeweide und inneren Theile in großen blutigen Klumpen nachschleifte, wenn dieser Beifall mit andern neuen getödteten Pferden stieg — wenn man immer frische Pferde verlangte, wenn man den Genuß an der Vorstellung nach der Zahl der zerfleischten Pferde berechnete — dann fuhr es mir wohl wie ein Stich durch den Kopf und das Herz — und im Innersten verwundet und empört, konnte ich den Gedanken nicht zurückdrängen, daß das Gefallen an einem so scheußlichen Schauspiele nicht allein eine gänzliche Gefühllosigkeit, sondeen sogar eine blutgierige Grausamkeit verrathe.

Es ist eine eigene Sache um die Psychologie. Wenn ich oben erwähnte, daß sie bei einem Stiergefechte zu interessanten Beobachtungen an Anderen Veranlassung gäbe, so muß ich hinzufügen — daß sie eben so geeignet ist, bei einer strengern Prüfung seiner selbst, diese Studien zunächst

an sich zu machen. Ich zweifle nicht, daß es in meinem Vaterlande nicht möglich sein würde, ein spanisches Stiergefecht, wie sie hier stattfinden, bis zu Ende durchzuführen. Das Publikum würde sich mit Gewalt der Fortsetzung des Schauspiels wiedersetzen. Mich haben Momente in diesen Vorstellungen verletzt und entrüstet und ich hatte nach dem ersten Besuch die Absicht, es dabei ein für alle Mal bewenden zu lassen. Ich ging zum zweiten Male zum Stiergefecht, weil ich es nicht vermeiden konnte, einen Landsmann, der auf kurze Zeit nach Spanien gekommen war, dorthin zu begleiten. Zum dritten Male nahm ich einen Platz, weil ich in Aranjuez nicht wußte, wie ich die letzten Stunden bis zum Abgang der Eisenbahn ausfüllen sollte. In Jeres de la Fronteira war zur Feier eines Kirchenfestes eine Corrida von Dilettanten aus den ersten Familien arrangirt; in Cadiz handelte es sich darum, aus den Einnahmen des Stiergefechtes ein Hospital zu gründen; in Alicante kämpfte unter Andern ein Stier mit einem Eisbär; in Valladolid sollte der berühmte Matador Chiclanero auftreten; in Barcelona waren Kämpfe mit Embolados, das heißt, Stieren mit Kugeln auf den Hörnern, angekündigt, — kurz, es fand sich häufiger, wie ich dachte und wünschte, die Veranlassung, den Circus zu besuchen, und ich muß der Wahrheit die Ehre geben, daß ich vergeblich nach einer Rechtfertigung suche, indem ich gestehe, daß das Interesse an diesen Vorstellungen bei mir zugenommen hat. Im Wesentlichen sind meine Gefühle und Urtheile dieselben geblieben, aber die Natur der Stiere, deren verschiedene Racen (Ganaderia's) hinsichts der Körperkraft, des Muthes, der Art zu kämpfen und anzugreifen, ganz bestimmte Eigenthüm-

lichkeiten bewahrten — das Benehmen der Kämpfer, diesen verschiedenen Thiernaturen gegenüber, die regel- und kunstgerechten Förmlichkeiten, der auf's höchste getriebenen Wuth des Stieres gegenüber — insbesondere die Haltung und Sicherheit des Matadors, welcher nicht flieht, sondern im entscheidenden Augenblick siegt oder stirbt — und endlich und vor Allem die Beobachtung des Publikums durch alle seine Bestandtheile — haben mich oft ungemein gefesselt.

Wer selbst viel erlebt hat, wird milde im Urtheil über Andre, und bemüht sich, bevor er verurtheilt, vorsichtig und namentlich den Standpunkt desjenigen zu prüfen, dessen Handlungsweise einer Kritik unterworfen werden soll.

Ich vermag mir den Geschmack der Spanier an diesen Volkvergnügungen zu erklären und kann die Haltung derselben dabei begreifen, wenn ich mich auf den objectiven Standpunkt der Beurtheilung stelle. Die Tauromachien haben in Spanien seit mehr als tausend Jahr bestanden. Die Tapferkeit und physische Kraft, welche sich in diesen Kämpfen entwickelte, ward durch die Geschicklichkeit und Sicherheit der in Schulen ausgebildeten Kämpfer unterstützt und die letztere bis zu einem solchen Grade erhöht, daß die Erheiterung und der Genuß, den das Publikum in diesen Schauspielen sucht und findet, eben in dem Uebergewicht dieser geschulten Gewandtheit über die rohe Kraft eines gereizten starken vierfüßigen Gegners besteht. Die Beobachtung dieses bewährten Uebergewichts interessirt die Zuschauer ohne sie zu beunruhigen. Ihre Theilnahme und Bewunderung steigt in dem Maaße, als die Unruhe und Wuth des Thiers der kalten Ruhe des Matadors gegenüber zunimmt. Darum ist es ihnen erwünscht, erscheint es ihnen nothwen-

dig, den Stier immer mehr zu reizen — gleichviel, durch welche Mittel. Ob das Thier dadurch selbst leidet, ob die angewandten Mittel der Peinigung schmerzhaft, ob das Verfahren sittlich zu rechtfertigen, ist ihnen in diesem Augenblick gleichgültig; es sind eben nur Mittel zum Zweck und der Zweck erscheint ein erlaubter. Der Stier ist zwar die zweite Hauptperson des Drama's, aber der ersteren von vorn herein untergeordnet. Eben so steht es mit dem Pferde. Es ist nur dazu da, um die Wuth des Stiers zu steigern. Je öfter derselbe zum Angriff kommt, je öfter der Angriff durch das Zusammenstürzen des Pferdes und Reiters mit Erfolg gekrönt ist, je mehr Blut der Stier fließen sieht, desto wilder und wüthender geberdet er sich. Diese Wuth wird dann später durch die Banderillas, Feuerwerk 2c. bis zum letzten Stadium gesteigert. Man kann nicht behaupten, daß der Spanier im Allgemeinen grausam, unmenschlich oder blutdürstig wäre. Er hat ein Mitgefühl für die Leiden Anderer, er wendet seine Augen nicht ab von den Schmerzen der Thiere — aber er hat bei dem Stiergefecht nur den Zweck im Auge. Stier und Pferd haben in dem Schauspiele ihre bestimmte Rolle; der Ausgang derselben steht unwiderruflich fest. Der Stier, welcher in den Circus tritt, könnte es wohl wissen, daß er denselben lebend nicht verläßt. Ist er brav und standhaft, so fällt er von der Estoque des Matadors, ist er feig, so zerreißen ihn die Hunde, oder die media luna schneidet ihm die Beine durch, bis der Gnadengenickstoß ihn von seinen unverschuldeten Leiden erlöst. Eben so das Pferd. Es wird in den Stall des Circus geführt; es erhält sein letztes Futter; es wird zum letztenmale gesattelt, zum letztenmal geritten. Unter Pauken

und Trompetenschall zieht der stolze Picador an der Tribüne des Gobernadors vorbei. Mit langen Sporen zwingt er das abgelebte Thier, die ungelenken Glieder zum mühsamen Galopp zu erheben. Dann hält er an, und erwartet und neckt den Stier, bis er das arme Pferd durchbohrt und es über den Haufen rennt. Ach wäre es vorbei! ließe man ihm nur wenige Minuten Zeit um ruhig zu sterben. Wohl ist das Pferd das edelste Thier, es theilt mit seinem Reiter den Muth und die Gefahr; mit Todesverachtung glänzenden Auges dringt es in den Feind und Tod, den es stumm erleidet. Solch ein Tod auf dem Schlachtfelde ist der großen Sache und solchen Thieres werth. Aber hier! Ein Volksvergnügen, für wenige Realen zu erkaufen!! Man zerrt das alte, todtmüde Thier in die Höhe; krampfhaft zitternd wankt es vorwärts; es möchte umsinken, aber die Knittelhiebe der Schergen lassen ihm nicht Zeit.

Die aus dem Leibe hängenden Därme hindern es am Gehen; man reißt sie heraus und ab. Der stolze Picador steigt unter dem Jubelruf wieder auf, und das Schauspiel erneuert sich, bis das Leben dem blutigen zerfetzten Körper entflohen ist.

Wohl dem Pferde, daß man ihm die Augen verbindet, daß es den Angreifer nicht mehr erblicken konnte, dem es weder Widerstand leisten noch entfliehen könnte. Das Pferd klagt nicht; es endet auch in dem Circus stumm, und überläßt es dem gefühlvollen Menschen und Christen, seine Klage vor irgend einen Richterstuhl zu bringen; nur nicht hier im Circus, wo man unter Fanfaren und Jubelgeschrei, unter Gold- und Silberflittern, Adel und Sitte,

Anstand und Bildung auch nach einigen Tropfen Blut verlangt.

So seltsam das klingen mag — so ist es und nicht anders. Der oben erwähnte Gesichtspunkt tritt so ausschließlich als Zweck in den Vordergrund, daß die Unlust des Stieres zu kämpfen, oder der Mangel an Geschicklichkeit der Kämpfer, wie das unbeholfene Spiel eines schlechten Schauspielers mit Unwillen, Spott und Pfeifen aufgenommen und gerügt wird. Die Theilnahmlosigkeit bei dem Schicksale der Thiere wird sogar auf die Menschen übertragen, und deren Unfälle als einfache Folge ihrer Ungeschicklichkeit meistentheils gleichgültig aufgenommen.

Es hat mir niemals gelingen wollen, Spanier hinsichts dieses Punktes zu einer anderen Anschauungsweise zu bewegen, und wie weit in dieser Beziehung auch bei ihnen die „préjugés enracinés" reichen, deren sie mich beschuldigen, mag folgendes Beispiel lehren.

Bedoya, dessen Werk „Historia del Toreo" in Spanien als das beste in seiner Art gerühmt und weit verbreitet ist, sagt in seiner Beurtheilung dieses Volksvergnügens Seite 193, nachdem er von der Nothwendigkeit gesprochen, daß die Kämpfer eine gründliche Ausbildung und Vorbereitung in den Schulen der Tauromachia erhalten, bevor sie öffentlich auftreten, damit sie durch ihre vollendete Geschicklichkeit sich und dem Publikum jede Besorgniß nehmen, und jede nur mögliche Sicherheit gewähren, um sich mit aller Andacht und Vollgenuß dem Vergnügen dieses Schauspiels hingeben zu können;

„eine einzige Sache ist es, welche die jetzige Einrichtung dieser Feste tadeln läßt und eine Abänderung

wünschenswerth macht, das ist, abgesehen von den Stieren, die Beschaffenheit und Lage der zu den Kämpfen verwendeten alten und schwachen Pferde."

Ich war der Meinung, daß sich an diese Bemerkung eine Mißbilligung jener Pferdeschlächterei anknüpfen würde, jedoch ich war im Irrthum. Herr Bedoya begnügt sich, die Inconvenienzen hervorzuheben, welche Alter und Schwäche der Pferde für die Picadores herbeiführen, indem der Streiter dadurch eines festen Stützpunktes entbehre, und durch die Widerstandlosigkeit eines kraftloses Gaules seine Sicherheit mehr gefährdet sehe, als wenn man ihm jüngere und kräftigere Pferde zur Verfügung stelle.

Herr Bedoya ist aber auch der Ansicht, daß man im Auslande die spanischen Thiergefechte ganz anders beurtheilen dürfte, wenn man dieselben öfters besucht und ein Interesse daran gefunden haben würde. Er behauptet, daß die in Spanien befindlichen Engländer und Franzosen sich entschieden dafür ausgesprachen, und los meditabundos alemanes (die nachdenkenden Deutschen) dem angeschlossen hätten;

> diciendo que con facilidad puede trasmitirse el deseo, de que tales fiestas se generalizem en todos estos paises, si posible es en ellos la conservacion del ganado bravo y lidiable.

Der Verfasser glaubt mithin, daß die einzige Schwierigkeit und Hinderniß, die Stiergefechte in England, Frankreich und Deutschland einzuführen, lediglich darin beständen, daß es in jenen Ländern, wo Grund und Boden mehr benutzt und bevölkert sein, die Heerden sich in näherer Berührung mit den bewohnten Orten und mit den

Menschen befänden, unmöglich wäre, die Stiere kräftig und kampflustig zu erhalten.

Statt die Voraussetzungen des Herrn Bedoya einer Prüfung und Widerlegung zu unterbreiten, wird es für den Leser von größerem Interesse sein, einiges über die geschichtliche Entwickelung dieses Volksvergnügens zu erfahren.

Die Gladiatoren- und Thierkämpfe wurden in Spanien zur Zeit der Römerherrschaft eingeführt. Tarragona, Toledo, Merido und Murviedro besaßen die bedeutendsten Amphitheater, von denen die an den erstgenannten beiden Ortschaften belegenen an 30000 Zuschauer gefaßt haben sollen. Unter den Gothen fanden diese Vorstellungen nicht mehr statt. Unter den Mauren wurden sie jedoch allgemein. Man kämpfte ausschließlich mit Stieren und die vornehmsten und tapfersten Ritter betheiligten sich vorzugsweise dabei. Der castilianische Adel verschmähte es eben so wenig, sich in diesen Spielen Lorbeeren zu erwerben, und selbst Don Rodriguez Diaz de Vivar, der Cid Campeador bewährte seine ungeheure Körperkraft einigen Stieren gegenüber.

Unter der Regierung Carls II. und Philipps V. nahm die öffentliche Theilnahme an diesen Vergnügungen immer mehr überhand. Die Regierung erbaute selbst zu diesem Zweck Amphitheater, um einen Theil der Revenüen derselben den Wohlthätigkeitsanstalten zu überweisen. Man begann den Kampf mehr kunstgerecht, nach bestimmten Gesetzen und Regeln zu ordnen; es bildeten sich Schulen zur Vorbereitung, und die bei den Vorstellungen Betheiligten begannen sich als bestimmte Genossenschaften abzu-

schließen. Franzisco Romero, aus Ronda gebürtig, war der erste, aus dieser Schule Hervorgegangene, welcher Vorzügliches leistete. Der dortige Adel nahm sich seiner an, und verschaffte ihm Gelegenheit, an jungen Stieren die Art der Vertheidigung und des Angriffs, die verwundbaren Stellen zu studiren. Er ward bald nach seinem ersten öffentlichen Auftreten der Held des Tages und der Liebling des Publikums. Sein Talent und sein Glück übertrug er auf seinen Sohn Juan Roznero, geboren 1750, welcher dem Spiele durch Hinzufügen der Picadores zu Pferde, und der Banderilleros mehr Abwechselung zu verschaffen wußte. Juan ward nach Madrid berufen, und dort der Gegenstand allseitiger Bewunderung. Den Rang machte ihm Joaquin Rodriguez (Costillares) 1751 in Sevilla geboren streitig. Er trat als Regenerator dieser Volksvergnügungen auf. Bis dahin hatte der Matador den Stier stehend erwartet, vom Gürtel bis zu den Füßen mit der Muleta, der Fahne von Scharlachtuch bedeckt, durch deren Bewegung man den Stier im Losstürzen zu täuschen wußte. Den Tod selbst erlitt der Stier unter Romero durch einen Stoß mit der Lanze (punzon) welche ein Dritter auf ein gegebenes Zeichen dem Thiere in die Seite stieß. Dies Alles änderte Costillares. Der Stier durfte nicht durch einen Profano (Uneingeweihten) den Todesstoß erhalten. Costillares behielt dies dem Matador vor. Er behandelte die Muleta zugleich als Täuschungsmittel und Vertheidigungswaffe, und erfand die suerte de volapies oder das Spiel mit einem Fuß in der Luft, das heißt, der Stier wurde, wenn er den Todesstoß erhalten sollte, nicht mehr vom Matador, mit der Muleta und Estoque

unbeweglich dastehend erwartet, sondern von diesem mit einem Seitensprung angegriffen und getödtet. Die Ginetes oder Reiter (Picadores) durften den Stier nicht mehr aufsuchen und angreifen, sondern sie mußten ihn, an bestimmten Punktes des Circus haltend, erwarten, und durften ihn erst, wenn sie selbst oder das Pferd das sie ritten angegriffen wurden, verwunden. Berühmte Picadores aus seiner Schule waren: Antonio Palacios, Juan Bueno, Bernardo Clavo, Juan de Apinanni, Pedro Palomo, Fernando de Toro und Manuel Alonso. Costillares ordnete seine Gesellschaft zu Cuadrillas, welche in stehendem Sold blieben. Seine Banderilleros, welche den Stieren Lanzen mit buntem Papier und Seidenstoffen umflochten ins Fleisch heften mußten, entwickelten große Gewandtheit und Kühnheit, sie griffen den Stier mit einer Banderilla von einer Seite an.

Demnächst trat Pedro Romero, 1750 in Ronda geboren, als erster Matador auf den verschiedenen Schauplätzen Spaniens mit dem glänzendsten Erfolge auf. Er war mit außergewöhnlicher Körperkraft ausgestattet, und entwickelte dabei in dem Spiel mit der Muleta eine bis dahin noch nicht gekannte Gewandheit. Man sagte von ihm, daß er die Stiere mit dem Auge zu bannen wisse. Er erwartete seinen Gegner, unbeweglich still stehend, und versetzte demselben, im Augenblick des Sprunges den nie fehlenden Todesstoß. Matar ó morir, tödten oder sterben, war sein Wahlspruch, dem nach ihm alle berühmten Matadore treu blieben. Er errichtete in Sevilla eine Schule der Tauromachie und erfand die Kunst als Banderillero dem Thiere mit aufgehobenen Armen entgegen zu gehen,

und ihm gleichzeitig zwei Banderillas, zu beiden Seiten des Kopfes in den Hals zu stoßen.

Jose Delgado (Hillo) 1750 zu Sevilla geboren, trat nach Romero auf. Außer Montes ist kein Matador mit solchem Enthusiasmus, fast mit einer Art von Abgötterei in Spanien gefeiert, wie Delgado, dessen Kraft und Sicherheit, dessen männliche Schönheit und Gewandheit und dessen angenehme gesellschaftliche Formen ihm Zutritt in die höchsten Kreise verschafften. Er schrieb die Enseñanza de Tauromaquia á arte de torear á caballo ó á pie.

Unter Delgado und Petro Romero, etwa vom Jahre 1796 ab, datirt die zweite und Hauptepoche der Entwickelung der Stiergefechte zu einem allgemeinen, zu dem größesten spanischen Volksvergnügen und zu einer, wenn auch nicht Wissenschaft, so doch Kunst, deren Ausübung unwiderruflich nach gegebenen Regeln statt finden mußte. Aus dieser Schule gingen als berühmte Matadore hervor:

Jeronimo Jose Candido, 1760 in Chiclana geboren, Francisco Herrera Guillen, 1786 in Utrera geboren, Antonio Ruiz (el Sombrerero) aus Sevilla (1783), Juan Ximenes, 1794 in Sevilla geboren.

Candido bildete vorzugsweise die Chulillos, oder Spaßmacher, Bajazzo's aus, welche nicht allein Lanzen zureichen, sondern auch den Stier mit buntfarbigen seidnen Mänteln und Shawls reizen, und besonders ihn abzuhalten und auf sich zu kommen zu lassen, sich bemühen mußten, wenn einzelne Personen der Cuadrilla, oder ein Picador durch den Sturz mit dem Pferde, oder ein Banderillero, oder der Matador selbst in Gefahr kamen. Das Necken mit den seidenen Mänteln geschah auf verschiedene Weise:

Suerte de Capa, wobei der Mantel auf dem linken Arme getragen wird;

Suerte Veronica, wobei der Angegriffene stehen bleibt und den Mantel fortwirft;

Suerte recorte, wobei der Chulillo immer im Halbkreise vor dem Stiere hergeht;

Suerte de Gallada, wobei der Mantel über Kopf und Schulter getragen wird;

Suerte de Espalda, wobei der Mantel hinten herabhängend getragen wird;

Suerte á la Navarra, darin bestehend, daß man den Mantel dem Stiere unter dem Maule fortzieht;

Suerte la tijera, daß man dem Stiere mit gekreuzten Armen ruhig entgegen geht.

Diese Belustigungen richten sich in ihrer Anwendung nach der Eigenthümlichkeit des Stieres.

Bei den Picadores wurden drei Suertes eingeführt:

Suerte de detener, darin bestehend, daß der den Reiter angreifende Stier weniger gefährlich getroffen, als abgehoben und seinem Stoße eine andere Richtung, neben dem Pferde vorbei gegeben wird.

Suerte de picar, nur den Stier durch eine wirkliche Verwundung zu reizen und zu schwächen;

Suerte de castigar, ein gefährliches Mittel, den Stier zu necken und zu strafen, wenn er nicht angreifen will, sondern aplomado, wie angewurzelt stehen bleibt. Diese Eigenschaft haben die bösesten Stiere, welche sich den Augenblick ersehen, das Roß oder noch lieber den Reiter unvorbereitet zu unterlaufen, zu treffen und über den Haufen zu stoßen.

Die Banderilleros heften die Lanzen entweder de cuarteo bei mehr gutartigen, oder de media vuelta bei bösen und tückischen Stieren an.

Der Matador hat die Wahl den Stier zu tödten durch die Suerte de recibir, oder

durch die Suerte de volapies, d. h. denselben zu erwarten, und ihn, ohne aus seiner festen Stellung sich zu rühren, recibiendo zu tödten, oder ihm den Todesstoß, auf den Stier zuspringend, zu versetzen.

Als Kunstausdrücke wurde damals einige geführt und sind noch jetzt gebräuchlich:

vara, die Lanze und der Lanzenstich;

pases, der Stich mit der Estoque oder Espada, so heißt das Schwerdt des Matadors;

Espada, der Matador selbst;

Stich del pecho, Todesstoß:

clavar, Banderillas ansetzen; auch colgar rehiletes;

Cogida, Stoß, Wunde;

la res, oder toro, der Stier;

lidiar, kämpfen;

Diestre, der schulgerechte Kämpfer.

Dispachar al toro, den Stier tödten, (wörtlich geschäftlich erledigen.)

Jose Delgado ward am 11. Mai 1801 in Madrid in einem Stierkampfe auf eine furchtbare Weise getödtet, indem ihm Brust und Leib aufgerissen und die Rippen in Splitter zerquetscht wurden. Gillen starb auf ähnliche Weise im Jahre 1820 in dem Circus zu Ronda. Nach Delgados Tode ließ die Theilnahme des Publikums an diesen Vergnügungen wesentlich nach. Die Amphitheater

wurden demnächst von der Regierung geschlossen, jedoch 1814 wieder eröffnet.

Guillen war bis zu seinem Tode der gefeierte Liebling des Madrider Publikums. Er hat eine Schule für Stierkämpfe gegründet, und erfand die Suerte de descaballar, d. h. den Stier beim Todesstoß so nahe kommen zu lassen, daß der Matador sich zwischen den Hörnern des Thieres befindet. Er sorgte dafür, daß seine cuadrilla aus besonders gewandten Männern bestand, aber er sicherte denselben auch eine höhere als die bis dahin üblich gewesenen Remunerationen zu. Von da ab erhielten:

a) die Chulillos oder Capoteadores 500 Realen;

b) die Picadores 1000 Realen oder wenn sie Morgens und Abends beschäftigt waren 2000 Realen;

c) die besten Banderilleros oder media Espadas, 1500 Realen, oder füe den ganzen Tag 3000 Realen.

Seit 1820 waren die beliebtesten Matadore:

Ximenes y Baden, Ruiz Gonzales bis 1828, Juan Leon, Gründer einer neuen Schule 1820, Antonio Ruiz, 1832.

Pedro Mulas, Isidor Santiago, Juan Just, 1840, Juan Pastor, Francisco Espilete, Manuel Diaz, 1845, Francisco Montes und Jose Redondo Chiclanero.

Montes galt bei Sachverständigen mehr als ein isolirt dastehendes Genie, als ein schulgerechter Kämpfer, er hieß Montes el sublime en la lidia el grande hombre. Er verstand es in der That, den Stier mit den Augen zu bannen. Ihm glückten die tollkühnsten Bewegungen, Neckereien, Sprünge und Stöße, bis ein unvorsichtiger Augenblick ihm eine Wunde beibrachte, an deren Folgen er starb.

Sein Schüler und Neffe Chiclanero galt zur Zeit als die erste Espada von Spanien. Er starb im Frühjahr 1853 in Madrid. Sein Leichenbegängniß ward mit großer Pracht begangen. Unter den folgenden 300 Kutschen sah man die Equipagen der vornehmsten Familien.

Auch Ximenes el Caro war recht tüchtig. Er blieb auf dem Platze im Theater zu Zaragoza im Mai 1852. Als der jetzt lebende vorzüglichste Matador gilt Cuchares.

Zu den geschicktesten Picadores der neuesten Zeit gehören:

Jose Trigo-Gallardo, Sanchez, Puerto, Coriano und Bayle. Puerto ward am 24. Juni 1852 im Amphitheater zu Cadiz von einem Stiere getödtet.

Die besten Banderilleros sind heute:

Baro, Lello, Regattero, Periquillo, Muñoz und Blayé Minieto; Manuel Ximenes, welcher sehr brav arbeitete, starb im Circus im Juli 1852.

Die besten Chulillos, Jose Calderon, Caro und Jordan. — Bocca negra sehr beliebt durch seine tollkühne Dreiſtigkeit ward 1852 von einem Stiere in die Luft geworfen und brach das Genick.

Die Amphitheater für Stiergefechte werden ihrer Größe nach in 3 Klassen getheilt. Zur ersten Klasse gehören:

der Circus in Madrid, 1754 erbaut, 1100 Fuß im Umfang, 300 Fuß der innere Raum des Schauplatzes im Durchmesser; er faßt 12000 Menschen; es werden vom April bis November alle Montage Vorstellungen gegeben, in denen gewöhnlich jedesmal 8 bis 9 Stiere und 10 bis 20 Pferde getödtet werden. Die durchschnittliche Einnahme beträgt 27,960 Realen.

In Sevilla 1760 erbaut.

In Aranjuez 1796 erbaut. — Die Arena 250 Fuß im Durchmesser.

Barcelona, Cadiz, Ronda, Puerto Santa Maria, Xeres de la Fronteira.

Amphitheater zweiter Klasse, zu

Almegro, Albacete, Alicante, Antequera, Caceres, Cordova, Valladolid, Salamanca, Murcia, Valencia, Zaragosa, Malaga, Coruña, Granada, Bilbao, Ciudad Real, Ecija.

Bei den zum Kampf bestimmten Stieren wird mit großer Auswahl auf die Race der Stiere (Ganaderia) gesehen. So wie auf den Anschlagszetteln für jede Vorstellung die Namen der ersten und zweiten Espada, der Picadores und Banderilleros, so dürfen auch die Racebezeichnungen jedes einzelnen Stieres nicht fehlen, welche in der Reihenfolge, wie sie auftreten, unter Angabe ihrer Devise aufgeführt werden. Giebt es auch keine Geschlechtsregister zur Empfehlung der kämpfenden Thiere, so reicht doch die Bezeichnung der Heerde und deren Besitzer aus, um das Publikum zu unterrichten, was es von jedem einzelnen Stiere zu erwarten habe. Die örtlichen Verhältnisse Spaniens lassen es zu, daß die Heerden in einigen, im ganzen wenig bevölkerten Provinzen, durch Gebirgssysteme getrennt, sich in ihrer Race, da sie mit anderen Heerden nicht in Berührung kommen, rein erhalten. Die Stiere befinden und erhalten sich dadurch in dem Zustande der natürlichen Freiheit, Kraft und Wildheit. Das Clima, die Fütterung und Behandlung wird das ihrige dazu beitragen, um die Kraft und Kampflust zu erhöhen. Wie schon oben bemerkt, ist es eine interessante Erscheinung,

daß die Eigenthümlichkeit der Race, mit seltenen Ausnahmen in jedem Stiere dieser Heerde sich bis in Einzelheiten wiederfindet, und deshalb nicht allein die Diestros der Kämpfer jedem toro gegenüber, die Art ihn zu behandeln, genau kennen, sondern auch das Publikum schon beim Erscheinen des Stieres, aus der Race, oder Devise in der Regel, den Gang des Kampfes errathen kann. Es liegt im Interesse der Heerdenbesitzer, ihre Heerden unvermischt und dadurch den Ruf derselben unbefleckt zu erhalten. Die von jeder Ganaderia als Devise gewählten Farben, gewöhnlich die Wappenfarben bleiben dieselben und können nicht willkührlich verändert werden. Die ruhigere, heftigere, kampflustigere oder tückischere Natur der Stiere erhöht natürlich oder vermindert die Gefahr beim Kampfe. In jeder Vorstellung treten, der Abwechselung wegen, Stiere von mindestens drei verschiedenen Heerden auf. Ob die Stiere, welche sich in den Heerden im Gebirge im Zustande der Wildheit befinden, von Natur kampflustig und bösartig sind, lasse ich dahin gestellt sein. Die Spanier glauben und behaupten es. Auf mich haben die Stiere diesen Eindruck nicht gemacht; weder diejenigen, die ich in den großen Heerden in der Sierra morena, oder bei Granada, noch in den Gebirgen Asturiens, Galliciens und Navarras gesehen, noch diejenigen, die ich im Circus beobachtet habe. Es bedürfte wohl nicht der vielfachen Quälereien, künstlich berechnet, um die Kampflust und Wuth des Stieres zu reizen, zu erhalten und zu steigern, wenn ihm die höheren Grade und Extreme derselben natürlich wären; und bei den Stiergefechten habe ich fast bei allen Thieren die Bemerkung gemacht, daß sie, zum Angriff gereizt, wenn sie

durch die Lanze des Picadors abgehoben sind und beim Pferde vorbeischießen, ohne dasselbe getroffen oder schwer verwundet zu haben, und wenn das erschreckte, oder zum Wanken gebrachte Pferd sich wendet und dadurch sich und den Reiter vollständig bloß giebt, dann fast niemals umkehren, oder den für sie so günstigen Moment benutzen, um in wenigen Sätzen dem Reiter zu folgen, und das Pferd von hinten anzugreifen. Dies und die fast durchweg sich gleichbleibende Haltung der Stiere während des Schauspiels zeigt im Wesentlichen die kräftige, mehr oder weniger geschickte Art, dem Angriff zu begegnen, ihm mit Ausdauer Stand zu halten und auch wohl einen bestimmten Feind unter den Peinigern zu treffen, als fortgesetzt den Kampf zu suchen und freiwillig anzugreifen.

Wenn man aber erwägt, wie sich Alles in Spanien an den Stieren versucht und übt, um die Corridas im Großen und Kleinen möglichst durch eigene Betheiligung genießen zu können, wie die großen und kleinen Kinder dazu jede Gelegenheit und jedes Alter der Thiere benutzen und mißbrauchen, so wird man begreifen, daß die letzteren bösartig werden müssen, wenn sie es nicht von Natur aus sind. Die kleinen Kinder spielen mit jungen Kälbern, stoßen, schlagen, kneifen, stechen, werfen und hetzen sie auf alle Weise. Die Jugend macht sich an Novillos (Jungvieh). Sonntags kann man auf dem Lande den Dorfjubel sehen.

Ein ein- oder zweijähriger Stier wird an einen Pfahl gebunden, die Hörner mit Lappen dick umwickelt. Nun nähert sich mit großem Muthe, so weit, daß man nicht von dem Thiere erreicht werden kann, die brave Ortsbewohner-

schaft, Greise, Männer, Weiber, Kinder, auch die disponiblen vierbeinigen Hunde sind zur Stelle. Ein einstimmiges Kampfgeschrei erfüllt die Luft; ein Regen von Steinen, Scherben und Erdklößen verfinstert die Sonne; man könnte glauben, es gehe zur Schlacht bei Marathon. Fahnen, Schürzen und Lumpen stellen die Chulillos vor; Stöcke mit langen eisernen Widerhaken werden aus respectvoller Entfernung, oder von hinten sich nähernd dem Thierchen in das Fleisch gestoßen; mit Messern, Scheeren und Nägeln tippt, zwickelt, sticht und zapft man bis auf's Blut, und ruft sich Ausdauer und Muth durch Jubelgebrüll zu, gegen welche das Angstgeschrei des Thieres verhallt. Wird ein Todesmuthiger für seine unvorsichtigen Neckereien umgerannt, so steigt das Entzücken auf den Culminationspunkt und endet erst, wenn die Nacht einbricht, oder der Besitzer sein halbtodtes Thier erlöst und mit sich nimmt.

Soll das Vergnügen erhöht werden, so ist der Kampfplatz abgeschlossen. Der Novillo, Jungvieh von einem bis zwei Jahren, läuft frei auf dem als Circus dienenden Hofraume umher. Die Acteurs, denn jeder Zuschauer spielt mit, sitzen auf den Zäunen, Mauern, auf den Dächern und Schornsteinen, die Frauen liegen in den Fenstern oder stehen auf den Balkonen. Ein Winken und Schwenken mit den Tüchern, ein Angriffsgeheul und ein Bombardement von kleinem Geschütz eröffnet das Schauspiel, das sich bei dem Mangel an Muth, einen einigermaaßen streitlustigen Stier persönlich anzugreifen — meistentheils auf Angriffe aus der Ferne beschränkt, die damit enden, daß das arme Thier todtgehetzt oder geworfen wird.

Auf Jahrmärkten (ferias), Kirchenfesten (fiestas),

Feiertagen und sonstigen geeigneten Veranlassungen ersetzt man den Stierkampf dadurch, daß man einen Stier, welchem die Hörner sorgfältig mit Kugeln besetzt und umwickelt sind, von zwei handfesten Männern in Procession durch die belebtesten Straßen der Stadt führen läßt. Das Vergnügen besteht darin, das Thier zu necken und dasselbe im geeigneten Augenblick so weit loszulassen, um die Neckenden erreichen und umwerfen zu können; je heftiger die Neckereien und je härter die ausgetheilten Püffe, desto größer der Beifall.

Noch höher stehen die improvisirten Corridas der Dilettanten, denen man durch den wohlthätigen Zweck, welcher mit der Genugthuung verbunden wird, die Angehörigen der Familie vor der ganzen Verwandtschaft als Helden glänzen zu sehen — eine große Theilnahme zu verschaffen weiß. Sei es ein Geschenk an ein Hospital, die Errichtung eines neuen Altars, die Anschaffung einer neuen, mit Spitzen besetzten Altarrobe für die Schutzpatronin des Dorfes — gleichviel, eine Veranlassung ist ja leicht gefunden; ein nothdürftiger Circus ohne Schwierigkeit hergestellt, ein alter Gaul für einen Donquixote bald aufgetrieben. Der Tag bricht an, der Tag der großartigen Erhebung; Nixdorf, oder wie das Pueblo heißt, hat seine Corrida!

Alle Bänke sind besetzt und wenn ihrer noch doppelt so viele wären, sie wären alle besetzt oder vielmehr bestanden; denn wenn auch jeder von seinem Platze sitzend das Schauspiel mit Bequemlichkeit vollständig übersehen könnte, die Freude, die Ungeduld ist zu groß; man möchte noch ein wenig besser sehen. Die vorderste Reihe erhebt sich, die zweite auch, die dritte steigt auf die Bänke, die vierte gleich-

falls, die fünfte bleibt nicht zurück und steht obenein auf den Fußspitzen — und so immer fort, bis Einer auf dem Andern schwebt, hängt oder liegt.

Das tollste Gedränge ist unten im Circus. Dutzendweise stolzieren die muthigen Kämpfer einher, ihre Mutter und Kinder um sich versammelt, denn Jeder ist persönlich mit seiner Familienehre betheiligt, und wenn er auch nur der Namensvetter der Schwägerin des Halbbruders seiner Tante wäre, deren Sohn die Tochter des Onkels von dem Freunde seines Neffen zu heirathen beabsichtigt — dieser Verwandtschaftsgrad ist nahe genug, um die höchste Theilnahme für die Tapferen zu manifestiren, welche klopfenden Herzens, mit freudestrahlendem Antlitz zur Ehre ihres Geburtsortes sich opfern.

Wozu die Details dieser Tragikomödie weiter ausmalen? Es steht fest, daß die zur Corrida ausgesuchten Kälber, eben so wie der für den Picador gestellte alte Gaul den Kampfplatz mit ihren Leibern decken müssen. Es ist nothwendig, beim Kampfe das Vorbild der Corridas großer Städte möglichst zu erreichen. In der Thierquälerei hat man es auch an Nichts fehlen lassen. Die Kälber haben 24 Stunden vorher nichts zu saufen bekommen, man hat sie im Stalle noch tüchtig gezwickt oder gekitzelt; man hat ihnen beim Eintritt in die Arena eine farbige Devise mit eisernem Stachel tief in's Fleisch gestoßen; man hat sie mit den buntesten und schönsten Banderillas vollständig bespickt, man hat ihnen Feuerwerke angehängt, ja sogar die Media luna ist bei der Hand und ein halbes Dutzend Fleischerhunde zum tranchiren, wenn es dazu kommen sollte. Die Muleta ist in triplo vorhanden, und mit den Estoques,

welche in den Händen der Dilettantis blitzen, könnte man gleichzeitig ein Schock Drachen an die Wand spießen. Es fehlt weiter nichts, als daß die gutmüthigen, geängstigten Thierchen etwas mehr todesmuthige Kampflust, und die dilettantirenden Muttersöhnchen etwas mehr wahre Courage, Sachkenntniß und Gewandtheit zeigten. Allein es würde ungerecht sein, wenn man nicht mindestens die Elasticität der Sprunggelenke der Lidiadores rühmend anerkennen wollte, mit der sie im Chor gleichzeitig von allen Seiten über die Barriere segelten, sobald es den Anschein hatte, als ob das Kalb daran denken könnte, Miene zu machen, sich zum Angriff gegen einen der braven Jünglinge in Position zu stellen. Dieses Hüpfen, Setzen und Springen über die Barrieren würde mir der Hauptgenuß gewesen sein, wenn es nicht durch die ewigen Wiederholungen langweilig geworden wäre. Höchst amüsant war es, wenn einige Angstseufzer aus schönen Seelen die vermeintliche Gefahr für die Kämpfer ankündigten, wie sich schöne Arme öffneten, um den Geliebten über die Barriere in Sicherheit zu verhelfen, oder wie sich dieselben lieblichen Arme um den Gegenstand ihrer Vorsorge schlossen, damit er den gefährlichen Kampfplatz nicht wieder betreten möchte — während eine andere stolze Spanierin so kalt und starr und fragend auf ihren Novio da unten auf dem Kampfplatz hinabschaute, als wollte sie ihm andeuten, daß er ihr nicht wieder vor die Augen kommen solle, wenn nicht als Sieger, und sei es mit Aufopferung seines Lebens. — Nun das Gefecht endete, wie alle dergleichen, mit der Niederlage der Einen und den Ausdrücken der Theilnahme für die Andern. Wer die Einen oder die Andern sind, ist gleichgültig. Einzelne Sieger er-

schienen auf dem Ball am Abend mit den Kälberschwänzen als Trophäen im Knopfloch.

Bevor zur Beschreibung der wirklichen Stiergefechte übergegangen wird, mögen hier diejenigen Ganaderias der Reihenfolge nach aufgeführt werden, welche die besten Stiere zu den Kämpfen ziehen.

Es sind diejenigen:

des Marques de Casacavira (Gijon), Devise roth; des Herzogs von Osuna in Veragua, roth und weiß; der Gräfin Salvatierra (Gijon), roth und grün; Vista Hermosa, Don Jose Lezaja (Andalusien), blau und weiß; Don Elias Gomez Colmenar Viejo, dunkelblau und weiß; Manuel de la Torre, Rauri (Gijon), roth und scharlach; Juan Jose de Fuentes, Moral (Zarzat), braun; Gil Florez-Alcaraz (Mancha), Orange; Don Placido Caniesaña (Sevilla), roth, schwarz; Manuel Aleas, roth und gelb; Wittwe de Freyre (Alcala de Rio), weiß und maulbeerfarbig; Diego Hidalgo, Barquerro (Sevilla), weiß, schwarz; Luis Maria Duran (Sevilla), grau, schwarz; Joaquim Concha y Sierra (Sevilla), roth und blau; Saturinio Ginez (Colmenar) braun und gelb.

Die drei zuerst genannten Ganaderien ziehen die stärksten und kampflustigsten, und dabei die in der Corrida schwierigsten Stiere. Die Farbe aller dieser Racen ist schwarz oder dunkelbraun, selten lichtbraun.

Weiße, weißgelbe oder gefleckte Stiere habe ich niemals auftreten sehen.

Ein Gegenstand besonders aufmerksamer Beobachtung schon vor Beginn des Schauspiels ist das Auge und der Blick des Stieres. Viele dieser Thiere sind kurzsichtig und

erfordern dann eine besondere Behandlung; andere haben einen natürlich-falschen Blick, und muß mit Bezug hierauf der Picador mit seinem Pferde eine dem entsprechende Stellung einnehmen. Die gefährlichsten Stiere sind diejenigen, welche einen künstlich falschen Blick haben. Es sind gemeiniglich diejenigen, welche festgewurzelt sich stellen, entweder frei, in der Mitte des Circus, oder mit dem Hintertheil gegen die Wand gestützt, um desto weiter den Sprung nach vorwärts vollführen zu können. Sie lenken durch die Stellung des Kopfes und der Augen den Lidiador mit seinen Schutzwaffen nach einer entgegengesetzten Richtung, um die dadurch gegebenen Blößen am sichersten überraschend zu benutzen. Sie senken den Kopf angreifend nach der rechten Seite, während sie den Stoß plötzlich nach der linken Seite richten; sie laufen nach einer bestimmten Richtung zu, die rechts oder links stehenden Personen scheinbar nicht beachtend oder meidend, um ihnen plötzlich den unerwarteten Stoß beizubringen.

Die Stiere mit kurzen, enge und mehr grade stehenden Hörnern gelten für bösartiger und für gefahrbringender beim Stoßen, als diejenigen mit langen, meist weit auseinanderstehenden Hörnern.

Der den Angriff abwartende, gleichsam herausfordernde Stier gräbt sich mit den Vorderfüßen ein, streckt, senkt und stemmt den Vorderkörper fest — stampft und wirft abwechselnd mit beiden, am meisten aber mit dem rechten Hufe ganze Wolken Erde und Staub über sich in die Höhe; er schnaubt aus den Nasenlöchern heißen Dampf und schlägt den Schweif in großen Bogen. Der Stier mag sich in einer Lage befinden, oder von einer angreifen oder

verfolgt werden, von welcher er will, den scharfen Stoß mit der Spitze des Horns vollführt er ausschließlich mit dem linken Horne; dagegen greift er oft an, indem er nur mit der gesenkten Stirn und äußeren Fläche der Hörner den feindlichen, hindernden Gegenstand fort und zu Boden stößt.

Die Commissionaire der Empresa oder Actienunternehmung, worauf diese Schauspiele gegründet zu sein pflegen, suchen sich in den Heerden die ihnen am geeignetsten erscheinenden Stiere aus. Nicht ohne Mühe werden diese, zuweilen mit Hülfe des Lasso von Reitern eingefangen und eingetrieben. Der Transport nach dem Circus, der oft 60 bis 80 Leguas zählt, ist nicht ohne Gefahr und Schwierigkeit. Eine Anzahl gezähmter Stiere und Kühe giebt die nöthige Richtung und die Möglichkeit, geschlossen zu bleiben. Man bezahlt die Stiere, je nach der Berühmtheit der Race, mit 1000—1500 Realen (70—110 Thaler Preußisch). Man sendet Boten in die Städte, welche die zum Circus getriebenen Stiere passiren müssen, damit die betreffenden Straßen für den Verkehr gesperrt werden. Die Querstraßen werden mittelst Barrieren geschlossen. In Madrid langen diese Transporte Sonnabends zu Mittag an. Sie gehen in stetem Laufe die Straßen Hortaleza, Infante und Alcala entlang, aus dem Alcala-Thor hinaus, wo sie in den inneren Circus getrieben und dort in die betreffenden Ställe vertheilt werden. Dann gönnt man ihnen einige Stunden Ruhe. Die letzten 24 Stunden wird der Stall verfinstert und die Thiere erhalten nichts zu saufen. Kommt die Reihe an sie, so öffnet sich plötzlich vor ihnen die Thür, das Tageslicht lockt sie hinaus, ein kräftiger Hieb treibt sie vorwärts, während ihnen von oben die an einem eisernen mit

Widerhaken versehenen starken Stachel befestigte bunte Banddevise tief in den Widerrüst hineingestoßen wird. In rasenden Sätzen, gesenkten Hauptes, mit hocherhobenem Schweif stürzt das Thier hinaus, in das blendende Licht des Tages, bis mitten auf die Arena, empfangen von der rauschenden Janitscharen-Musik zweier Musikchöre, begleitet von dem Zuruf von tausenden von Kehlen. Er hält an, so plötzlich, daß von dem plötzlichen Ruck der mächtige Körper erbebt. Er hebt den Kopf, er senkt den Schweif, er schaut sich um — er sucht mit den unstäten Blicken den Feind, der ihm den Schmerz verursacht hat — er ist noch betäubt — er sammelt sich.

Man denke sich das große offene Amphitheater unter dem goldenen Blau des spanischen Himmels. Es erheben sich hinter der 6 Fuß hohen Barriere und dem dahinter liegenden 5 Fuß breiten Gange, über einer 6 Fuß hohen gemauerten, oder mit Brettern verkleideten Erhöhung, amphitheatralisch 12—20 Reihen Bänke, und über diesen ringsherum die reich tapezierten und verzierten Palcos oder Logen. Oben in der Mitte die Königliche, mit Wappen und Sammetvorhängen geschmückt und daneben die Logen der höchsten Behörden, des Adels und der Geldaristokratie. Unter der Königl. Loge, dem Thierbehälter gegenüber, bis an den innern Rand des Circus vorspringend, die mit rothem Tuche ausgeschlagene Tribüne des Gobernador Civil, des Ajuntamiento und der Kampfrichter. Eine entsprechende Zahl höherer und niederer Beamten, Herolde, Posaunenbläser, um die Fanfaren und Signale anzugeben — und Alguazils, um die Befehle der Behörden weiter zu befördern — drängen sich dort zusammen.

Die gespannte Erwartung des zuschauenden Publikums, die lauten Ausdrücke von Beifall und Unwillen, die kategorische Art, Wünsche und Forderungen auszusprechen, und die Einstimmigkeit der Zuschauer sind für den Fremden und ruhigen Beobachter von außerordentlichem Interesse. Die geschäftige Eile, mit der Alles zur Stunde der Eröffnung der Kassen hinausdrängt, die heftigen Disputationen über den muthmaaßlichen Erfolg der Kämpfe zwischen den angekündigten beliebten Lidiadores und den Vertretern der bekannten Gañaderien sammeln das Publikum zu dichten Haufen — dazwischen ziehen, umgeben von Freunden, Verwandten, Geliebten — die Picadore im glänzenden Koller von gelbem Leder. Sie tragen Filz- oder Strohhüte mit breiten Krämpen und Quasten auf dem Kopf, das Haar mit einem Netz umspannt; die kurze Jacke von rothem, gelbem oder blauem Sammet mit reicher Goldstickerei verziert, epaulettartige Golden- oder Silberschnüre auf den Schultern, ein seidenes Tuch unter dem übergeschlagenen Hemdkragen, Lederhosen, durchgesteppt und gepolstert, einen seidenen Gürtel um den Leib geschlungen. Der Sattel hat vorn und hinten mächtige, hohe Bauschen, er ist weich gepolstert und die Steigbügel sind große hölzerne, eisenbeschlagene Kasten, aus denen vom Hacken 6 Zoll lange Sporen mit scharfen Stachelrädern heraussehen, oder vielmehr erblickt werden können, weil sie sich meist in den Weichen des altersgrauen Gaules befinden, der eben so heftig mit dem Hacken als mit der harten Faust bearbeitet wird, welche das elende Thier mittelst einer barbarischen Kandare unablässig in die Höhe reißt, um es vorm Stolpern zu bewahren.

Die übrigen Diestros kommen in einspännigen Droschken oder Omnibus, aber alle in vollem Costüm zum Circus gefahren. Zahlreiche Guardias civiles und Gensd'armen zu Fuß und zu Pferde umstehen den Circus, um den andringenden Strom nach den verschiedenen Eingängen zu leiten, um die Gassen für Pferde und Wagen offen zu erhalten. Zwei Bataillone Infanterie, Gewehr am Fuß, sind ein wenig abseits aufgestellt; dicht dabei eine Escadron Carabiniers. Alle Stände, alle Lebensalter sind unter den Zuschauern vertreten, welche Kopf an Kopf den inneren Raum zunächst auf der billigeren Sonnenseite anfüllen. Schatten hat sich jeder mitgebracht, denn tausende von glitzernden Fächern und bunten Papierfähnchen in den Händen der Damen und der meisten Herren, wehen in steter Bewegung Kühlung zu, während die Orangenverkäufer mit der lächerlichsten Sicherheit jedem Einzelnen von der Arena aus die verlangten Apfelsinen auf den Schoß, in die offen gehaltenen Hände, ja wohl, wenn es darauf ankäme, direct in den Mund werfen würden. Das Geld sammelt oben einer der Käufer, wickelt es in sein Schnupftuch und spedirt dies dem Verkäufer unten im Circus hinab. Das Geld wird eingestrichen, zum Dank für den Besitzer des Schnupftuchs eine Apfelsine hineingethan, und so dasselbe seinem Eigenthümer in die Tasche zurückspedirt. Wasserverkäufer mi einer Stimme, als ob sie in Berlin Bücklinge oder Neunaugen ausschrien, ziehen zwischen den Sitzbänken hin und her, und Mädchen, welche Dulces oder Süßigkeiten feil bieten, könnten durch ihr gellendes Geschrei allein den Geschmack daran verbittern, wenn diese beliebten Confitüren von jema, Eigelb, Mehl und Zucker nicht an und für sich

schon widerwärtig genug für solche wären, die daran nicht gewöhnt sind.

In der Vorhalle oder dem Foyer sind inzwischen alle Vorbereitungen getroffen, um zum Beginn des Schauspiels gerüstet zu sein. Die Pferde sind gesattelt, die Reiter sitzen in den Bügeln, die Toiletten sind gemustert, die dicken Wulste von Pferdehaarflechten in die Haare eingebunden, die seidnen Mäntel um Schultern und Arme drapirt. — An dem kleinen Altar der Capelle hat mancher sein Stoßgebet hingemurmelt oder eine Kerze der Mutter Gottes gelobt — der jedesmal anwesende Priester nimmt seinen Talar um. Nebenan in der Enfermeria oder Krankenstube packt der Wundarzt seine Instrumente, Bandagen und Pflaster aus. Die Sachverständigen prüfen Lanzen und Stoßklingen sorgfältig. — Der Alguazil hat die Zuschauer, die Freunde und Freundinnen hinausgeschoben. Durch die offne Stallthür sieht man die Reihe jämmerlicher Rosse auf den Ruf zu ihrem letzten Gang harren, daneben die prächtig geschirrten Maulthiere, die sie todt hinausschleifen sollen; sie schütteln die mit bunten Büschen, Quasten und silbernen Glocken gezierten Köpfe, und geberden sich ziemlich übermüthig, als spotteten sie des trübseligen Ernstes jener Pferde, die für 5 — 8 Duros das Stück gekauft sind um sich durch eigne Erfahrung zu überzeugen, daß es in Spanien weder Abdeckereien noch Vereine wider Thierquälerei giebt, weil sich alle Zuschauer in diesen Volksvergnügungen für die Thierquälerei vereinigt zu haben scheinen.

Horch, eine Trompetenfanfare! Der Gobernador ist in seine Loge getreten. Er nimmt vorn an der Brüstung Platz. Ein zweiter und ein dritter Trompetenstoß. Lautlose Stille;

die Musikchöre beginnen den Triumphmarsch; Pauken und Posaunen streiten sich um den ersten Rang, während auf der entgegengesetzten Seite das Doppelthor sich öffnet, und unter lang anhaltendem Beifallsruf und Klatschen die Cuadrilla einzieht. Voran 24 Gensd'armen, schöne Männer, vortrefflich beritten, in Sectionen getheilt; dahinter auf schönen stolzen Rossen zwei Alguazile in altspanischem Costüm, schwarzseidenem engen, oben bauschigem Unterkleide, seidnem Koller und Mantel, Barett mit schwarzen Federn, weiße steife Krause. Sie tragen ein Schwert an der Seite und beobachten eine ritterliche Haltung. Weh ihnen, wenn sie nicht sicher im Sattel ihrer muthigen Rosse sitzen. Das Gelächter der sämmtlichen Zuschauer würde sie verhöhnen. Dreimal führt der älteste von Beiden die Cuadrilla an die Loge des Gouverneurs; mit edlem Anstand entblößt er das Haupt, verneigt sich tief und erbittet und erhält die Erlaubniß, die Vorstellung beginnen lassen zu dürfen. Hinter ihm hält der ganze Zug, ehrerbietig, baarhaupt des Trompetenrufes harrend. Vorn stehen die ersten und zweiten Espadas, die Matadore, welche entweder abwechseln, oder sich unterstützen oder vertreten, wenn einer aus irgend einem Grunde kampfunfähig werden sollte. Ein kleines schwarzsammtnes andalusisches Barett mit Quasten und Schleifen ruht in der rechten Hand. Er trägt eine weiße oder hellfarbige seidne kurze Jacke mit Goldstickerei, Knöpfen und Nesteln von Silber oder Gold überreich versehen. Dem entsprechend die Weste. Ein seidner breiter Gürtel umschlingt den Leib, die engen bis an die Knien reichenden seidnen Hosen sind an der Seite reich in Gold und bunter Seide gestickt. Seidene, bis ans Knie gehende Strümpfe

und ein eleganter Schuh mit Bandschleifen und Silberfranzen schmücken den Fuß. Die Banderilleros und Chulillos sind eben so, nur weniger reich, dagegen in grelle bunte Farbe gekleidet. Alle tragen hohe seidne weiße Strümpfe und die letztgenannten große seidne hellfarbige Shawls oder Mäntel, welche hinten über die Schulter hinabhängen und mit dem linken Arm, über welchen sie hinabhängen, aufgehoben werden. 4, 6 oder 8 Picadores zu Pferde folgen dann, in dem bereits oben geschilderten Costüme. Ich kann nicht leugnen, daß diese bunten, starkgepolsterten Kerle mit den Lanzen und Speeren auf den jämmerlichen abgemagerten Gäulen, auffallend an den Ritter Don Quixote erinnern. Dann schließt sich eine Anzahl diensthuender Knechte und dahinter zwei Viergespanne schöner Maulthiere mit reichen Scharlach- oder silberbefranzten blauen Sammetdecken, bunte flatternde Fahnen mit den Landesfarben auf dem Rücken. Sie sind bestimmt, die todten Pferde und Stiere vom Kampfplatze fortzuschleifen. Den Schluß bildet eine Meute von 24 heulenden Hunden, geführt von eben so vielen zahmen Hundejungen. Außer dem andalusischen Costüm überhaupt, ist es der Haarputz insbesondere, welcher bei den Lidiadores gepflegt und der landesüblichen Sitte beibehalten wird. Das Haar wird aus der Stirn zurück gekämmt und auf dem Hinterkopf, wo man es möglichst lang und stark hat wachsen lassen, in einem eingeflochtenen festen, dicken Knoten zusammengeschlungen und unterbunden. So erscheint der Kopf des Matadors, welcher unbedeckt auftritt, seiner Frisur nach wie ein Frauenkopf. Man hat früher ohne Zweifel allgemein langes Haar getragen, und damit dasselbe während der Bewegun-

gen des Kampfes oder durch den Wind nicht über das Auge geworfen werden, und den Kämpfer in dem ruhigen Beobachten seines Gegners beirren möchte — das Haar auf dem Kopf in einen Knoten zusammengebunden. Diese letztere Sitte haben die Stierkämpfer beibehalten, wiewohl man inzwischen in ganz Spanien nur kurz abgeschnittenes Haar trägt; vielleicht glaubt man, daß man dem Altvater Simson gleich, das Symbol der physischen Kraft des Menschen, die Locke, dem Ochsen zu Ehren, conserviren müsse. Man sagt in Spanien, daß das andalusische Costüm nicht allein bunt und überreich an Farben und Gold und Silber, sondern daß es auch schön sei. Ich gebe zu, daß ein schöner junger Mann darin sehr gut aussieht; ich glaube aber daß dies eben in der Schönheit und Jugend liegt, welcher jede Tracht kleidsam sein wird, welche enganliegend, die wohlgebildeten Formen des Körpers erkennen läßt. Aeltere Männer von zu starkem Enbonpoint oder in ihrem Gliederbau genirt und der wünschenswerthen Elasticität entbehrend, haben mir in dieser bunten andalusischen Tracht eben so wenig gefallen als die Großmütter im Berner Oberlande, aus deren koketten blumenumflochtenen Strohhütchen die grauen Haare mit Rosabandschleifen über den gebeugten Rücken hinabhängen, während das knappe, sammtbesetzte Röckchen sich vergeblich bemüht, die schwachen Knie nothdürftig zu bedecken, und der Halskragen den Strumpf im Faltenwurf zu überbieten sucht.

Auf den trompetenbegleiteten Wink des Gouverneurs begiebt sich Jeder auf seinen Platz. Der schwarzseidene spanische Reiter, welchem von der Tribune des Gouverneurs der Schlüssel zum Zwinger der Stiere hinabgewor-

sen ist, reitet damit in Bogensätzen über die Bühne und verschwindet, nachdem er ihn dem Thürsteher am Stalle eingehändigt hat. Die stolzen Matadore stolziren zur Seite; die Viergespanne spannen aus, die Picadore piquiren sich, die an der Tribune empfangenen Lanzen zu schwenken und zu probiren und stellen sich zur Rechten der Boveda auf, während die Banderilleros und Chulillos sich im weiten Raum vertheilen und respective verkrümeln, um sich das erste Debut des Toro aus einiger Entfernung oder von der Höhe der Barriere herab anzusehen, auf welcher die Knechte mit ihren Peitschen wie die Spatzen auf dem Zaune bereits Posto gefaßt haben.

Dies ist der Moment, den ich oben geschildert habe — wo der von Durst und Schmerz und Licht und Musik und Geschrei gequälte, geblendete, betäubte Stier erscheint, stutzt und sich umschaut.

Wiewohl seinem Entschluß die Ausführung auf den Fuß folgt, und das lebende Bild sich augenblicklich zur buntesten Beweglichkeit und Mannigfaltigkeit umgestaltet, in welcher es in der Regel bis zum Schlusse des Actes fortdauert — so bin ich doch genöthigt, vor dem Beginn des Kampfes einen neuen Zwischensatz einzuschieben, und noch einiges über die Regeln des Stiergefechtes für den Leser anzudeuten.

Die Picadores befinden sich unter den Kämpfern in der übelsten Lage. Die Pferde die sie reiten, sind für wenige Thaler dem Tode abgekauft, dem sie im natürlichen Verlaufe der Dinge in kürzester Frist verfallen gewesen wären, um sie zum Vergnügen des Publikums abschlachten zu lassen. Pferde, zu Nichts mehr nütze, weil sie altersschwach

oder krank, können unter dem schweren Sattel und Reiter, den sie kaum zu tragen vermögen, da ihre Augen verbunden sind und sie den Stier nicht sehen und den Angriff nicht ahnen, dem gewaltigen Stoße nicht widerstehen; wenn nicht scharf getroffen, gehoben und rückwärts zu Boden geschleudert, so werden sie doch durch den bloßen Stoß des mit der Stirn oder Schulter anrennenden Stiers über den Haufen gerannt und fallen meistentheils gerade auf den Reiter, dem die hohen Sattelbauschen dabei höchst gefährlich werden können. In dem Pferde hat der Picador mithin gar keinen Stützpunkt. Eben so wenig findet er denselben in der Lanze. Um den Stier möglichst lange zu conserviren, müssen die Lanzen der Picadore möglichst unschädlich wirken und hat der Picador die Verpflichtung, den anrennenden Stier von sich und dem Pferde abzuheben, ohne ihn dabei gefährlich oder auch nur erheblich zu verwunden. Deshalb wird die Lanzenspitze nur kurz gemacht, dieselbe demnächst soweit umwickelt, daß sie nur eine wenig eindringende Wunde verursachen kann — und endlich auch der Schaft so schwach gewählt, daß derselbe, wenn auch nicht jedesmal, so doch sehr häufig beim Abheben zersplittert. Der Picador wird deshalb unausgesetzt der Gefahr Preis gegeben vom Stiere selbst getroffen, oder doch mit dem Pferde während der Vorstellung ein Dutzendmal zu Boden geworfen zu werden, und sich mindestens im Fallen erheblich zu beschädigen. — Dies muß er sich freilich gefallen lassen, denn dafür wird er gut bezahlt, und er hat dabei die ehrenvolle Chance, in seinem Beruf zu enden — allein viel schmerzloser ist es für den Ehrgeiz eines spanischen Picadors, durch das ihm zur Disposition gestellte schlechte

Material der Gelegenheit beraubt zu sein, Außergewöhnliches zu leisten, oder trotz seiner persönlichen Geschicklichkeit und trotz seines Muthes auch nur dasjenige zu erreichen, was die Aufgabe des Picadors ist. In den glänzenden Stiergefechten, welche bei der Thronbesteigung der Königin Isabella II. dem Publicum gegeben wurden, erschienen die bewährtesten Picadore auf schönen Rossen aus dem Königlichen Marstalle. Dies waren kräftige, gewandte und muthige Pferde. Vortrefflich geritten, folgten sie dem Zügel des Reiters. Die edle Natur der Pferde machte das Verbinden der Augen überflüssig; die Picadore führten scharfe und spitze Lanzen, auf die sie sich so wie auf ihre Pferde verlassen konnten — so daß Sachverständige die Ausführung jenes mehr ritterlichen Kampfes mit gerechter Anerkennung gelobt haben. Allein es wurde nur ein einziges Pferd getödtet und da dies nun einmal nach dem herrschenden Geschmack nicht genügt, so hat man es bei den miserablen Kleppern, den schwachen umwickelten Lanzen und der Pferdeschlächterei belassen.

Der Picador stellt sich so auf, daß er den angreifenden Stier zur Rechten hat, um mit einer halben Rechtswendung des Oberkörpers mit eingelegter Lanze den Stier erwarten, und am bequemsten abheben zu können.

Die Diestros denken sich durch Stadien die Arena in 4 gleiche Theile getheilt, jeder Theil muß einen gleichen Antheil an den geopferten Pferden erhalten. Da ein Jeder weiß, daß die Pferde der Picadore nicht wieder aus dem Circus hinausgeritten werden, sondern daß ihre Leichen zu den Trophäen der Stiere, und mittelbar zum Ruhme des Matadors beitragen müssen, so kann der Picador genau

berechnen, wo er sich aufzustellen hat, damit das Pferd in dem, durch die Reihenfolge bestimmten Viertheile der Arena stürze und sterbe. Wäre das erste Pferd im ersten Abschnitte gefallen, so muß das zweite im dritten, das dritte Pferd im zweiten und das vierte im vierten Abschnitte zu liegen kommen, so will es die schul- und kunstgerechte Behandlung der Corrida de toros.

Eine gewisse Symmetrie in dem Gesammtarrangement und in der Gruppirung der Handelnden und Leidenden, der Lebenden und der Todten wird stets beobachtet, um auch in dieser Beziehung das Bild zu einem harmonischen Ganzen zu vereinigen. Hat der Picador den Stier gefehlt, oder trabt dieser weiter, ohne den Reiter anzugreifen, so galoppirt der letztere quer durch die Bahn, um dem Stiere den Vorsprung abzugewinnen, und sich ihm in derselben günstigen Position erwartend entgegen zu stellen. Diese Wendungen oder die Unruhe des Pferdes im Augenblick der Annäherung des Stiers können für den Picador sehr verhängnißvoll werden, weshalb derselbe stets von Chulillos umgeben ist, um den Angreifer im geeigneten Augenblick durch ihre neckenden Bewegungen nach einer anderen Richtung zu locken, und dem Picador Zeit zu lassen, eine günstigere Stellung zu wählen.

Wir haben den Stier bei seinem Eintritt in den Circus in der Mitte des Kampfplatzes stutzend verlassen. Aus diesen ersten Sprüngen, aus seinen Bewegungen, Blicken und der Stellung in der er verharrt, bevor er sich zum Angriff, zur Flucht, oder zur Erwartung seiner Gegner entschließt, erkennen die Diestros im Allgemeinen die Natur

des Thiers und richten dann entsprechend ihre Angriffspläne danach.

Wie die Geier stoßen nun plötzlich die neckenden Diestros, kreisförmig den Stier umschwärmend, auf ihre Beute. Geflügelten Laufes kommen und gehen, erscheinen und verschwinden sie, die größeste Gewandtheit in dem Erklettern und Ueberspringen der Brustwehr entwickelnd, wenn sie vor dem verfolgenden Toro sich in Sicherheit zu bringen wissen.

Alle die oben angeführten Spiele mit den seidenen Shawls werden durchgemacht, um den Stier durch die grellen Farben, oder die rauschenden Bewegungen zu scheuchen, zu reizen, auf die Picadore hinzuleiten und zum Angriff zu nöthigen. Häufig überspringt der Stier die sechs Fuß hohe Barriere, entweder in der Hitze der Verfolgung, oder überzeugt von dem Nachtheile, in welcher er sich seinen Peinigern gegenüber befindet; in der Absicht, sich durch die Flucht von dem Kampfplatze zu retten. Die dann in jenem schmalen Gange entstehende Verwirrung und Flucht ist komisch, wiewohl man kein Beispiel kennt, daß der über seinen Sprung erstaunte, in dem schmalen Gange eingeschlossene Stier dort Menschen angegriffen hätte. Ich habe einen kleinen sevillanischen Stier viermal diese Barriere überspringen sehen.

Die Angriffe des Toro gegen den Picador sind schon oben beschrieben. Hat er das Pferd unterlaufen, so hebt er dasselbe, wobei durch Stoß und Gegendruck das linke Horn tief in Brust oder Bauch eindringt, und je nach der Richtung des mächtigen Eindruckes, Pferd und Reiter entweder rückwärts oder seitwärts zu Boden geschleudert wer-

den. Der Stier benutzt fast nie die Vortheile seines Sieges, und trabt, statt über die zu Boden geworfenen, hülflos daliegenden Pferde und Reiter sie vernichtend herzufallen, weiter. Das Pferd wird, wenn irgend möglich, durch Fußtritte und Peitschenhiebe wieder auf die Beine gebracht und durch fortgesetzte Sporenstiche und Knittelhiebe so lange an dem Zusammenbrechen verhindert, bis der Stier es im zweiten, dritten oder vierten Angriffe vollständig zerfleischt und getödtet hat. Je heftiger das Blut aus den offnen Wunden strömt, je zufriedener ist das Publikum; je mächtiger die Klumpen sind, die aus dem aufgerissenen Leibe heraushängen, oft in Massen, daß man nicht begreift, wie das Thier nur noch im Stande ist, sich auf den Beinen zu erhalten — desto lauter der Beifallsruf. Wenn die blutigen Eingeweide weit nachschleifen, das Pferd hineintritt, sich in der Bewegung durch den Schmerz auf Sekunden gehemmt sieht, dann springen die Schergen von Knechten hinzu, sie reißen die Gedärme heraus und mit teuflischer Lust greifen sie nach dem Knittel um das Pferd, als müßte es für diese Mühe, die es ihnen verursacht, bestraft werden — mit Schlägen, deren Widerhall dem Zuschauer bis ins Herz dringen sollte — auf die niederträchtigste Art zu bedecken.

Wie mag wohl dem Reiter auf einem solchen Pferde zu Muth sein? ob ihm niemals der Gedanke kommt, Gott dafür Rechenschaft geben zu müssen, und den Lohn für solchen Frevel zu erwarten?

Am Meisten hat das Pferd zu leiden, wenn es durch Wunden in die Unmöglichkeit gesetzt ist, zu stehen, und wenn es nichts desto weniger nicht so zerrissen ist, um es

als Trophäe in den betreffenden Abschnitt des Kampfplatzes hinlegen zu können. Entweder wird es dann, Spießruthen laufend abgeführt, oder man wirft es zu Boden, damit der vorbeigesetzte Stier es vollends tödte. Dies ist ein scheußlicher Anblick, wenn der Stier in dem vergeblichen Bemühen, seine Peiniger zu erreichen, in der ungeheuersten Wuth über die halb oder ganz todten Pferde herfällt, mit den Hörnern in ihren Leibern wühlt, sie hebt und wendet, und die blutigen Fleischklumpen weit über sich fortschleudert. Rasender Jubel begleitet das Schauspiel, und wenn gar das im Todeskampf sich windende Thier, sich nach dem Angreifer beißend wendet, so ist des Beifallsjauchzens kein Ende.

Dieser Beifallsruf geht in ein rohes Gelächter über, wenn nach dem Tode des Stieres die buntgeschmückten Quadrigen die gefallenen Thiere hinausschleifen, und bei dieser Gelegenheit einem Pferde der Strick um den Hals gelegt, und das arme Thier, während es auf diese Weise im Galopp rings um den Circus gezogen wird, weil es noch nicht todt, die ohnmächtigen Anstrengungen des Widerstandes versucht.

Die so übel zugerichteten Pferde, welche den Reiter ferner zu tragen außer Stande sind und abgeführt werden, ohne daß eine Heilung ihrer Wunden möglich ist, erwartet draußen ein trauriges Loos. Sie sind erwartet von zahllosen großen und kleinen Buben, mit Steinen, Scherben und Knitteln, im Spaliere aufgestellt. So muß das zum Tod verwundete Thier, unter den scheußlichsten Mißhandlungen, unter dem Jauchzen und Hohngelächter der Menge die letzten qualvollen Augenblicke seiner Lebensfähigkeit

von Menschen erfahren, deren sittliche und religiöse Erziehung von der Gefühllosigkeit roher und barbarischer Nationen beschämt werden würde.

Ich gebe zu, daß nicht alle Zuschauer der Pferdequälerei in diese rohen Ausbrüche erschreckender Gefühllosigkeit ausbrechen, aber ich beklage es, daß solche Ausbrüche doch solchen Anklang finden, noch mehr jedoch beklage ich es, daß man sich nicht scheut, solche Schauspiele dem Publikum vorzuführen. Ich habe eben gesagt, daß ich den Spanier weder für grausam oder blutdürstig noch gleichgültig oder theilnahmslos für die Leiden Andrer halte. Die angeführten Thatsachen sprechen wider meine Ansichten. Die Behandlung der Pferde und Maulthiere in Spanien, insbesondere der zu den Diligencen, Courierposten und Omnibusfahrten verwendeten Zugthiere liefern hinreichende Beweise von liebloser Behandlung, und dennoch kann ich mein, über den Charakter der Spanier abgegebenes Urtheil nur gegen eine bessere Ueberzeugung aufgeben. Fern davon jene Lieblosigkeit beschönigen zu wollen, habe ich sie ohne Uebertreibung in den Vordergrund gestellt; sie ist scheußlich, sie fällt wie eine schwere Anklage auf ihre Urheber zurück, sie empört unser Inneres, und verlangt nach einer Genugthuung für solche Behandlung, nach einer Wiedervergeltung, und sei es auf Kosten der Arme und Beine der Peiniger. — Aber wer will sich vermessen, die Widersprüche in dem Charakter und in den Ansichten und Eigenthümlichkeiten des menschlichen Herzens, in den Aeußerungen seiner Gefühle und Eindrücke, in den Gewohnheiten und Sitten einer Nation — wer will sie erklären, wer will sie vertheidigen, wer sie angreifen? Wo liegt die Grenze zwi-

schen dem Urtheil und Vorurtheil? welches ist der richtige Maßstab, mit dem wir messen wollen? Sehen wir doch auf dem Welttheater die Menschen als Sachen betrachten, Tausende dem Willen Eines opfern, und doch diesem eisernen Willen die gebührende Anerkennung zollen! — warum sollte eine Nation nicht Pferde und Stiere auch lebendig als Objekte, als Mittel zur Erreichung bestimmter Zwecke betrachten, und in consequenter Folge sich von derjenigen Richtung verirren, die der Mensch billiger Weise niemals aus dem Auge verlieren sollte!

Ich will mit meiner schweren Anklage nicht zurückhalten; aber gegen wen soll dieselbe zunächst gerichtet sein? gegen diejenigen die an solchen Schauspielen Freude finden können — oder gegen diejenigen, welche dergleichen öffentliche Schauspiele bisher zugelassen haben, und sie unter den Augen und Auspicien der obersten, die öffentliche Sitte und Erziehung überwachenden Behörden noch täglich zulassen?

Lassen wir die Antwort dahingestellt bleiben! Seien wir dankbar, wenn wir in unsrer Brust das Gefühl der Theilnahme auch für die Leiden der Thiere bewahren, daß wir die Nothwendigkeit anerkennen, ihnen nicht ein qualvolleres Ende zu bereiten, als ihre Lebenskraft und Beruf mit sich bringen; und daß wir in der Todesart der Thiere keinen Stoff zum Volksvergnügen erblicken. — Dann aber wollen wir schweigen und uns in unsern Gefühlen nicht überheben; denn auch bei uns hat sich ja doch das Bedürfniß zur Gründung von Vereinen wider die Thierquälerei gezeigt, und das praktische Leben enthält uns nicht die Beispiele vor, wo wir bewußt und unbewußt den Tod

der Thiere erschweren und auf eine Weise herbeiführen, wobei wir die dabei stattfindenden Schmerzen und Qualen durch pecuniären Gewinn, größeren Wohlgeschmack, Hetz- und Jagdpassion rechtfertigen zu können vermeinen und werden wir nicht selbst als Zuschauer solcher Scenen Mitwisser und Theilnehmer des Unrechts?

Nachdem die Diestros den Stier zur Genüge gehetzt und derselbe die zu verwendende Zahl der Pferde getödtet hat, ruft ein Trompetenstoß die Banderilleros zur Thätigkeit, während die übrigen sich von dem Schauplatz zurückziehen, und nur ab und zu, der Abwechselung wegen, auftauchen. Wenigstens drei Paar dieser schmerzhaften Rehiletes müssen dem Thiere angeheftet werden und im Fleische haften bleiben, bevor das letzte Trompetensignal den Matador zur Schlußscene auffordert.

Entspricht der Grad der Wuth und Tapferkeit des Stieres nicht den gehegten Erwartungen, so ruft das Publikum nach Feuerwerk, und der Gouverneur gewährt das Verlangen, wenn der Stier noch keinen Reiter angegriffen hatte. Das Publikum vermeint, sich hierin in seinem Rechte zu befinden. Es ist erschienen, um wilde Stiere kämpfen, nicht gutmüthige, menschenfreundliche, furchtsame Stiere umdrehen und davon laufen zu sehen. Sieht es sich in seiner Voraussetzung getäuscht, so hat dies natürlich zunächst das arme Thier zu entgelten, und erst in zweiter Reihe ist die Direction dafür verantwortlich, und da die Vertreter derselben sich im geeigneten Augenblick unsichtbar zu machen verstehen — so kann man sie nur an dem Geldbeutel strafen, indem man im Circus alles zertrümmert, was nicht niet- und nagelfest ist.

Der Fremde im Circus sei sehr vorsichtig in seinen Aeußerungen, und kommt es zu solchen Excessen auch hinsichts seiner Handlungen. Das zu Viel seiner Thätigkeit kann ihm dabei eben so theuer zu stehen kommen, als das zu Wenig; und unter dem Hinabschleudern von Bänken und Schemelbeinen ist schon mancher überraschte müßige Zuschauer seinem Hute nach hinunterspedirt, ohne sich bewußt zu sein, ob er mit den Füßen, Händen oder Kopf zuerst unten angelangt sei.

Die den Stieren angehängten Feuerwerkskörper sollen dieselben nicht allein durch Rauch und Funken und Knallen schrecken und reizen, sondern durch das Glühen, Schwelen und Brennen durch die Haut — sie schmerzen.

Wird auch hierdurch die erwartete Wirkung nicht erreicht, so ist der Stier des ehrenvollen Stiches mit der Estoque nicht werth, und er muß seine schimpfliche Friedfertigkeit mit einem schmerzlichen Ende bezahlen.

„Perros, Perros!" (Hunde), schreit das Publikum und der Gouverneur gewährt huldreich nickend die billige Forderung.

Bulldogs, klein, rund, dickköpfig, doppelnasig — wer kennt die Tugenden dieser niedlichen Wesen nicht, die sie bei den Sclavenjagden in Amerika unter der wohlüberlegten, geschickten Leitung der Menschenjäger entwickelt haben? — Diese Hunde werden paarweise losgelassen, bis sie sich in den Stier verbissen und der Carnicero oder Cachetero denselben durch zwei Stiche durch den Leib getödtet hat. Oft aber belehrt selbst ein feiger Stier die Doggen eines Andern. Die Madrider berühmte Meute, aus 26 dieser Hunde bestehend, ward im Sommer 1851 successive bis auf einen

einzigen von einem angeblich unwürdigen und feigen Stiere getödtet, so daß der Ruf „Perros, Perros" erst seit dem Jahre 1853 wieder erhört werden konnte, bis wohin die junge Generation herangezogen und gebildet werden mußte.

Sind keine Hunde da, so brüllt die Masse: „Media luna" und der Gouverneur nickt, verbindlich lächelnd, zu dem in der Natur der Sache liegenden Wunsche.

Haarscharf geschliffene, sichelförmige Messer an langer Stange, geschickt und vorsichtig von hinten dirigirt, während man von vorn den Stier zu beschäftigen weiß — schneiden dann letzteren die Beine an den Knieen durch und ab. Hahahaha! Lachen Sie doch Marinelli! Wer wollte nicht einstimmen in das höllische Gelächter über die komische Situation, wie das bestrafte Thier auf den blutigen Stumfen sich einige Schritte fortschleppt, und dann mit einem Seufzer taumelnd umstürzt, seine Flanken schlagen fieberhaft, der Schweif windet sich und quetscht in die Blutlache rings herum und das Auge öffnet sich, als ob der Augapfel aus seinen Höhlen herausquellen wollte. Es ist starr auf den sich nähernden Carnicero gerichtet und auf dessen Messer, uud trotz des stummen Vorwurfs, der in diesem Blicke liegt, glaubt man das Flehen um schnellen Tod zu vernehmen.

Anders und doch im Grunde auf dieselbe Weise stirbt der tapfere Stier. Der Matador, Muleta und Estoque, die er von der Tribüne herab empfangen, in der Linken, geht feierlichen Schrittes durch den Circus und kehrt dann zur Tribüne des Gouverneurs zurück. Er nimmt das Barett ab, er verneigt sich tief, und erhebt sich stolz und fragt:

ob es des Señors Wille sei, die Schlußscene beginnen zu lassen.

Zum letzten Male wird der Sternocleidomastoideus, der Kopfnickmuskel Sr. Excellenz in huldvolle Bewegung gesetzt, begleitet von gnädigem Handgruße. Der Matador verbeugt sich und ruft, den Hut hoch in der Rechten haltend:

„Ich kämpfe für die Königin! Ich kämpfe für die Prinzessin von Asturien und ich kämpfe für das Volk von Madrid!“

Dann dreht er sich um sich selbst, wirft seinen Hut in die Höhe und nähert sich baarhaupt mit dem Degen in der Rechten, die rothe Flagge in der Linken dem Stier; mit der Muleta ihn neckend und täuschend — um ihn auf eine der oben angeführten Weisen zu tödten. Mitunter werden auch Saltos Mortales versucht, indem er den Fuß auf das gebeugte Haupt des Gegners setzt, und dessen Stoß in die Höhe als Sprungbrett benutzt, um im Bogen sich durch die Luft zu segeln, und sich drüben, wenn auch nicht immer auf die Beine, so doch auf Bauch oder Sitzorgan zu placiren. Dies war Montes Force, und Grund genug, ihn als el divino, den Göttlichen, zu feiern. Eine neue und vom Publikum sehr beifällig aufgenommene Geschicklichkeit der Chulillos besteht darin, dem Stiere mit einer langen Springstange entgegen zu laufen, und im Augenblick des Angriffs über das Thier hinwegzuspringen.

Die Cuadrilla umsteht ihren Chef, um für den Fall der Gefahr zuspringen zu können, wenn dies noch möglich sein sollte. Daß es nicht immer möglich ist, hat man aus Delgados und Guillens Tod gesehen. Dem ersten stieß der

Stier, nachdem er ihn zu Boden geworfen, mit dem Horn in den Leib, hob ihn auf, balancirte so den Körper, campaneandole (läutend) wohl zwei Minuten über sich, bevor er ihn in die Luft schleuderte, wieder fing und warf und aus Brust und Leib die innern Theile gerissen und die Rippen zu kleinen Stückchen zerquetscht hatte.

Im Jahre 1852 haben, wie bereits oben erwähnt, vier Männer ihr Leben in den Stiergefechten verloren. Ich selbst habe während meines vierjährigen Aufenthaltes in Spanien viele Kämpfer in Gefahr, mehrere stark verwunden sehen. Dann erhob sich wohl plötzlich das gesammte Publikum von seinen Sitzen, applaudirte, wenn die Gefahr vorüber oder schwieg, bis der Verwundete hinausgetragen ward, damit das Schauspiel seinen ungestörten Fortgang nehmen konnte.

Die Sicherheit des Stiches, das Treffen der tödtlichen Stelle sind wesentlich für den Matador, der sich weder durch Beifall für sein Talent, noch durch die heftigsten Verwünschungen für seine Ungeschicklichkeit irre machen lassen, und seinen Ruhm verlieren darf — bis das Werk vollendet ist. — Stürzt der Stier ohne ganz todt zu sein, so erhält er von einem Menschen inferioris conditionis, dem Cachetero den Genickstoß — worauf das Viergespann den Leichnam in voller Carriere rings um den Circus und dann hinausschleift.

Sogleich werden die Blutlachen mit Sand bestreut; neue Picadore reiten ein, die Diestros stellen sich in Ordnung, die Musik spielt ihren Zwischenmarsch zu Ende, und der zweite und dritte und vierte und fünfte Akt — Alle beginnen und enden wie der erste.

Hat der Matador seine Sache gut gemacht, so votirt ihm das Publikum den Stier als Geschenk und die Enthusiasten werfen ihre Hüte hinab. Der Held des Tages schneidet dann dem gefällten Thiere ein Ohr ab, wodurch es sein Eigenthum wird, und schleudert die Hüte aus der Arena ihren Eigenthümern, wenn auch nicht auf, so doch an die Köpfe.

Wenn der Stier todt ist und hinausgeschleppt wird, erkennt man ihn nicht mehr als dasselbe Thier, das eine halbe Stunde früher stark, rund, elastisch und muthig in die Bahn gestürzt kam. Die übermäßigen Erschöpfungen und Erhitzungen, Blutverlust und Tod haben Fülle und Spannkraft verschwinden lassen und man glaubt, den Körper eines vor Hunger und Krankheit verkommenen Thieres an sich vorüber ziehen zu sehen.

Die Kämpfe zwischen Stieren und Löwen, Tigern oder Bären gewähren kein Urtheil über die Kraft dieser Thiere, wie sie sich in dem Zustande der Freiheit entwickelt und je nach der Eigenthümlichkeit der Thiernaturen am vortheilhaftesten benutzt wird. In dem mittleren Raum wird durch Eingrabung von hohen Eisenstangen ein kleiner Circus oder vielmehr ein großer Käfig gebildet, in welchen die zum Kampfe bestimmten Thiere eingelassen werden. Der Raum ist aber zu beschränkt, um dem Löwen oder Tiger den Vortheil des Zurückziehens und des Sprunges, wie es die Natur des Katzengeschlechtes mit sich bringt, zu gewähren. Nicht minder hat man bemerkt, daß diese wilden Thiere, wenn sie im Käfig geboren, oder doch eine Reihe von Jahren darin zugebracht haben, die Beweglichkeit und Schärfe der Krallen verlieren. Bei einem Kampfe zwischen einem Stier

und Löwen in Madrid im Juli 1852 fehlte es dem Löwen an Gelegenheit, sich zum vollen Sprunge zusammen zu ziehen, und nachdem er denselben dennoch ziemlich glücklich ausgeführt, sich an dem Halse des Stieres festzuhalten. Er vermochte nicht, seine Krallen einzuschlagen und glitt, trotz aller Bemühungen, mit denselben stets ab. Er begnügte sich damit, dem Stier den Schwanz abzubeißen, was dieser aber so übel aufnahm, daß er den Löwen packte und 13 mal hintereinander in die Luft warf. Dieser war darüber so vollständig zufrieden gestellt, daß er an die Gitterstangen trat und sich für überwunden erklärte, indem er den Kopf vom Stiere abwandte und nach Außen blickte, als bäte er, ihn aus dieser verdrießlichen Lage zu befreien. Das Publikum war aber gar nicht dieser Ansicht, es verlangte Feuerwerk für den unmuthigen Löwen und stürzte als dies nicht zugestanden ward, in den Circus hinab, schnitt dem Löwen den Schweif ab, und tödtete ihn selbst durch zahlreiche Dolchstiche.

Seit zwei Jahren nehmen in Spanien die in Portugal beliebten Stierkämpfe mit Indianern und Indianerinnen oder Negern überhand. Die Stiere haben dann Kugeln von Leder auf den Hörnern und werden knieend von den Maskirten erwartet. In dem Augenblick, wo sie ihre Gegner überrennen, stoßen diese ihnen leichte Lanzen, deren Spitzen mit Widerhaken versehen sind, ins Fleisch. Später wird der Stier von Knaben angegriffen, welche in großen Pferden von Pappe befindlich sind, und mit diesen zum Vergnügen der Zuschauer um, oder in die Höhe geworfen werden. Die armen Jungen erhalten tüchtige Püffe. Endlich treten Männer in großen Körben von Weidenge-

flecht auf, aus denen ihre Köpfe oben durch den mit einem Loche versehenen Boden des Korbes hinausschauen. Sie nähern sich dem Stiere, der mit den Hörnern den Korb faßt und hoch in die Luft schleudert, wobei der Korb entweder allein in die Höhe fliegt und der darin gesteckt Habende nur umfällt, oder der Letztere einen Theil der Luftfahrt mitmachen muß und ziemlich unsanft auf die Erde zurück gelangt.

Den Schluß bildet eine Scene, in welcher das Publikum die Hauptrolle übernimmt. Alles steigt und klettert in die Arena hinab. Nur Greise und Frauen werden hinausgewiesen. Successive werden sechs Stück Jungvieh mit verbundenen Hörnern unter die versammelte Menge gelassen. Von allen Seiten mit Geschrei empfangen, durch Scheuchen mit den Mänteln geneckt und gereizt, werden eine Menge der Anwesenden umgerannt oder gefaßt und in die Höhe geworfen, oder mindestens ihre Kleider zerrissen. Nach zehn Minuten läßt man vier zahme Kühe mit Glocken in den Circus. Das geängstete Thier schließt sich ihnen an und entzieht sich dem Spaße.

Bei besonderen Veranlassungen bietet man dem Publikum doppelte Vorstellungen. Der Kampfplatz ist dann durch eine 6 Fuß hohe Barriere getheilt, und es treten immer gleichzeitig zwei Cuadrillas und zwei Stiere auf.

Es bleibt mir nur noch übrig, zu erwähnen, daß es Sitte ist, daß die Damen die Corridas de toros im schwarzen Nationalcostüm besuchen. In Madrid nimmt das Interesse an diesen Schauspielen insoweit ab, als die vornehmen Damen es im Allgemeinen nicht als zum guten Ton

gehörig erachten, dort hinzugehen, es sei denn, daß der Hof sich daselbst eingefunden hätte.

Die Preise für die Zuschauerplätze sind ziemlich hoch. Die Logen haben 8 – 12 Sitze und müssen im Ganzen gemiethet werden. Man zahlt dafür 8, 12 und 16 Thaler Preußisch; für die tiefer gelegenen Sitze auf Bretterbänken ohne Lehnen 1 Thlr. und 1 Thlr. 10 Sgr., und für den letzten Platz 16 Sgr. im Schatten und 12 in der Sonne. An den Actienunternehmungen für die Stiergefechte sind die Wohlthätigkeits-Institute, Kranken- und Erziehungsanstalten wesentlich betheiligt. Diesen fließt denn auch die Haupteinnahme zu.

Ein Ausflug in die Almoroina bei Gibraltar.

Zu den so häufig über Spaniens Naturschönheiten gefällten Urtheilen oder Vorurtheilen gehört auch, daß es während der Sommermonate im Süden der pyrenäischen Halbinsel, insbesondere in Andalusien unerträglich, daß da Alles verdorrt und verbrannt sei, da es dort weder Wiesen noch Bäume, weder Büsche noch Wälder, weder Schatten noch Frische gäbe und man vor Staub und Hitze schier umkommen müsse. Wer im Juli- und Augustmonat die wüsten und wasserarmen Abhänge und Thäler der Sierra Morena bereist, kann obiges Urtheil mit Recht fällen, wie denn dasselbe auch auf die Tempelhofer Ebenen unterhalb des Kreuzberges, auf die Sandgefilde des Wedding, auf Luckenwalder Haideland, und ähnliche vaterländische Flächen passen würde, in denen die Natur sorgfältig jede Abwechselung zu vermeiden gewußt hat. Allein auf die Sommermonate in Potsdam, Freienwalde oder in Bukows märkischer Schweiz würde jenes Urtheil eben so wenig bezogen werden können, als auf Granada, die südlichen Abhänge von Ronda, auf den wasserreichen Landstrich von Tarifa an der Meerenge bis nach Algesiras und auf die nördlich von Gibraltar sich weit ausdehnenden Wälder, Felder und Wiesen.

Auf öfteren Reisen während der Sommermonate habe ich in den letztgenannten Gegenden solche Frische und Blumenpracht, so saftige Wiesen und eine so kräftige Baumvegetation angetroffen, daß ich mich in den Norden Deutschlands oder nach Dänemark versetzt glaubte. Die Gebirge von Ronda und Tarifa mit ihren großartigen und pittoresken Formen gewähren prächtige Ansichten im Geschmack von Salvator Rosa, während die Ebenen und Thäler oberhalb der Bay von Gibraltar eine reiche Abwechselung einfacher aber ungemein lieblicher Landschaften bieten, deren Charakter uns auf die überraschendste Weise die Naturschönheiten der deutschen Heimath vergegenwärtigt.

In Gibraltar läßt es sich angenehm leben, wenn man Bekannte und Freunde dort hat, oder solche zu finden weiß. Im Allgemeinen ist es nicht leicht, in spanische Familien eingeführt zu werden; aber es giebt keine höflichere Nation als die spanische. Mit der größten Bereitwilligkeit und Uneigennützigkeit ertheilt der Spanier die von ihm erbetene Auskunft, er führt den Fremden weite Strecken, um ihn bis in die gesuchte Straße oder Wohnung zu begleiten; er bietet den mit Sprache, Sitten und Landesmünze unbekannten Reisenden, besonders Damen und Kindern seine Unterstützung an, er setzt sich im Gasthause nicht zu Tische, er verzehrt im Postwagen nicht seine kalte Küche, ohne den Anwesenden davon anzubieten. In Kaffeehäusern erfährt der Fremde häufig zu seiner Ueberraschung, daß einer der mit ihm am selben Tische gesessen habenden Spanier, selbst wenn unter ihnen weder Annäherung noch Unterhaltung stattgefunden, für ihn bezahlt hat. Bei Tisch wird der

Spanier stets Sorge tragen, daß die Damen und Fremden zuerst bedient werden.

Wenn man in Spanien einen Bekannten begegnet, so grüßt man sich durch Zuwinken mit der Hand. Steht man sich ferner, so lüftet man den Hut. Vor Respectspersonen nimmt man ihn ab, um ihn sogleich wieder aufzusetzen — aber nicht, um während der Unterhaltung baarhaupt zu bleiben. Freunde drücken sich beim Kommen und Gehen die Hand. Diese Begrüßungsform wird, wie es in England üblich, auch in Spanien in größeren Städten auf die Frauen und jungen Damen übertragen. Nach längerer Trennung umarmen sich die Männer ohne sich zu küssen. Dafür klopfen sie sich friedlich mit der rechten flachen Hand gegenseitig den Rücken. Frauen und Mädchen küssen sich zweimal. Das Alter küßt die Jugend auf die Stirn; die Jugend dem Alter und die Kinder dem Geistlichen die Hand, die Sehnsucht küßt das Auge, die Galanterie den Arm, die Liebe den Mund. Ich denke, das letztere thut sie nicht allein in Spanien, sondern auch in der ganzen Welt. Der Herr führt die Dame in der Straße selten, in der Kirche nie; zum Wagen mit den Fingerspitzen der rechten Hand.

Der Spanier macht dem Fremden den ersten Besuch. Will die Frau des Hauses den Fremden empfangen, so sendet sie ihm eine Visitenkarte. Ohne eine solche Aufforderung sich einer spanischen Familie vorzustellen, erscheint in den meisten größeren Städten als Zudringlichkeit und wird häufig vollständig ignorirt. Nach der ersten Visite wird der Fremde bis an die Treppe begleitet und von dem Herrn oder der Frau des Hauses mit den Worten entlassen:

Esta casa — á la disposicion de vuestra merced!

Das heißt: „Verfügen Sie vollständig über unser Haus!" Das ist jedoch nichts als eine höfliche Redensart. Tritt Besuch in das Empfangszimmer, so erheben sich nur die Männer, den ankommenden Damen geht die Frau des Hauses entgegen. Auch wenn ein vornehmer Mann eintritt, oder als Fremder den Damen des Hauses vorgestellt wird, bleiben jene sitzen und bezeichnen ihre Höflichkeit nur mit einem Kopfnicken. Bei Besuchen wird Niemand, auch ganz Fremde nicht, namentlich angemeldet; eben so wenig wird der eintretende Fremde den Anwesenden namentlich vorgestellt. So ereignet es sich wohl, daß man bei den ersten Besuchen in spanischen Familien weder gekannt ist, noch die einzelnen Mitglieder des Hauses persönlich begrüßt oder herausfindet.

Die Anreden beschränken sich in der Conversation auf Señora, Señorita und Señor; das heißt Frau, Fräulein und Herr. Señora titulirt man die Königin und die Krämerfrau und Señor den König und den Kutscher. Männer mittleren Standes reden sich mit Caballero (Ritter) an. Die Bezeichnung „Sie" in der Conversation wird mit Usted abgekürzt statt vuestra merced, oder Euer Gnaden, ausgedrückt. Untergebene gönnen ihren Vorgesetzten die ihnen gebührenden Curialien, oder vielmehr einen Grad mehr als ihnen eigentlich zukommt. Eure Excellenz, Vuestra Excellencia, wird gesprochen Vuesencia, Eure Herrlichkeit, Vuestra Señoria ausgesprochen Usia. Gewisse Rangstufen im Civil und Militair sowie die Comthure der Ritterorden haben das Tratamiento, das heißt, ihnen gebührende gewisse Curialien in der Anrede. Hierauf

wird sehr streng geachtet. So hat beispielsweise ein Obrist der Armee das Tratamiento. Redet ihn der General mit „Sie" oder Usted an, so braucht er demselben nicht die Excellenz zu geben, sondern antwortet ihm auch mit „Sie" oder Usted.

Die schriftlichen Namenbezeichnungen machen einen Jeden zum Edelmann. Die Briefadresse an den Schneider lautet Señor Don Luis de X. — Sastre. An einen Baron schreibt man Señor Conde Herr Graf. In der Unterhaltung nennen sich Männer und Frauen beim Vornamen; auch junge Damen und Herren bedienen sich dieser gegenseitigen Bezeichnung. Unter den weiblichen Namen findet man sehr häufig Encarnacion und Concepcion, oder Beinamen der Mutter Gottes; so tauft man Mädchen mit Beziehung auf die wunderthätige Madonna von Guadalupe, oder die Maria auf dem Pfeiler (pilar) in Zaragoza, oder die Mutter Gottes vom Kloster Monserrat, oder die schmerzens- und gnadenreiche Maria — Guadalupe, Pilar, Monserrate, Dolores, Merced. Die Diminutiva sind sehr beliebt und werden als Höflichkeiten oder Schmeicheleien angewendet. Der älteste Sohn des Hauses überlebt dies Vorrecht nicht, bevor sein Vater nicht gestorben ist. Hieße er beispielsweise Methusalem so würde er beispielsweise Metusalemito bleiben, und wenn er auch graue Haare oder erwachsene Enkel hätte.

Bitten werden sehr höflich eingeleitet. Wollen Sie mir die Gnade erweisen, und mir Feuer geben? sagt der Grande erster Klasse zum Eckensteher, und umgekehrt, dieser zu jenem, und von beiden Seiten wird in derselben verbindlichen Redeweise geantwortet und das Gewünschte gewährt.

Nachdem wir uns im Allgemeinen ein wenig orientirt, wie die ersten Berührungen mit den spanischen Familien anzuknüpfen, sehen wir uns in Gibraltar etwas um, was dort dem Fremden namentlich dem Landsmann in geselliger Beziehung geboten werden möchte. Wer von uns hätte nicht unsern Consul in Gibraltar aufgesucht und liebgewonnen mit seiner Lebensfrische, mit seiner unerschöpflichen Laune und Gefälligkeit, mit seiner Umsicht und Gewandtheit und mit der gerühmten Gastlichkeit seines Hauses.

Er ist mit einer eben so schönen als liebenswürdigen Spanierin verheirathet und seine Schwägerinnen, die Fräulein Amalia, Eliza und Lucilla gehören, was sorgfältige Erziehung, Talente, Ton und Haltung anbetrifft, zu den gebildetsten und liebenswürdigsten Spanierinnen, die ich kennen gelernt habe. Das L.'sche Haus ist eines der reichsten in Gibraltar. Von 9 Uhr Abends an wird dort empfangen. Die jungen Damen sprechen englisch und französisch eben so fertig wie ihre Muttersprache; sie sprechen und schreiben deutsch mit ziemlicher Geläufigkeit. Musik wird in diesem Hause mit Geschmack und Meisterschaft getrieben. An dem seelenvollen einfachen und charakteristischen Vortrag deutscher Lieder, wie ich sie von Señorita Amalia L. gehört, könnte sich manche meiner Landsmänninnen ein Beispiel nehmen und den Numismatikern und Naturforschern empfehle ich, Fräulein Eliza in ihre Sammlungen zu folgen; er wird eine Freude an dem Interesse und der wissenschaftlichen Gründlichkeit nehmen, mit der dies kleine Museum angelegt ist. Die Kunstfertigkeit der Schwestern in allen Arten von schönen Handarbeiten ist in Gibraltar sprichwörtlich geworden.

Zu den Gewohnheiten oder Vergnügungen des Lebens in dieser Stadt gehören die Promenaden zu Pferde. Man findet dort eine Menge von schönen Rossen englischen und arabischen Blutes. Die jüngeren Damen ziehen es im Allgemeinen vor, spazieren zu reiten als zu gehen und Mademoiselle Cuzent würde dort, was Muth und Verwegenheit im Ueberwinden von Terrainhindernissen anbetrifft, mancher Nebenbuhlerin begegnen. Ich muß wenigstens gestehen, daß ich auf einer in Gibraltar beliebten, von den englischen Officieren arrangirten Fuchshetzen, mehrere der theilnehmenden Damen stets hinter der führenden Spitze mit solcher Unerschrockenheit, Sicherheit und Ausdauer Hecken und Gräben überspringen, die steilsten Höhen hinaufklettern und fast senkrechte Schluchten hinabstürzen sah — daß ich zweifelhaft wurde, ob die Reiterinnen die vorhandenen Gefahren wirklich erkannten, oder ob sie in Besiegung derselben von einem unverantwortlichen Vertrauen auf die Elastizität und Kraft ihrer Rosse geleitet wurden.

Vor Sonnenuntergang zwischen 4 und 9 Uhr vor der Mittagstafel ist die für Spazierritte beliebteste Zeit. Die Meisten nehmen dann die Richtung nach Norden das Ufer der schönen Bay entlang, hart am Wasser, wo die überspülenden Wellen den Strand benetzen und den dortigen Sand zu einem festen und glatten Grund verbinden. Um ½6 Uhr wendet sich Alles zur Rückkehr nach der Stadt und es gewährt in der That ein hübsches Bild, die große Zahl der graziösen Amazonen mit wehenden Schleiern, auf flüchtigen Rennern zu beobachten.

Die jungen Damen des L.'schen Hauses gehören zu den kühnsten Reiterinnen von Gibraltar. Insbesondere

zeichnet sich Eliza durch Ruhe und Sicherheit aus. Sie besitzt einen sehr schönen Apfelschimmel, dessen Schwungkraft und Schnelligkeit sie ebenso durch einen aufmunternden Zuruf zu beleben und bis aufs Aeußerste zu steigern weiß, als sie seine Unbändigkeit und Unarten durch eine energische Züchtigung zu bestrafen und zu bannen versteht. Fräulein Eliza ist eine vollendete Reiterin. Da man so freundlich war, mich in die Naturschönheiten der Umgebungen von Gibraltar einzuführen, so ward auch ein Ausflug nach der 4 bis 5 Leguas entfernten Almoroina beschlossen. Es ist dies ein niedlicher Weiler in einem fruchtbaren Thale mit blumenreichen Wiesen und einem schön bestandenen Walde, in dessen Mitte ein Karthäuserkloster malerisch belegen ist. Die Excursion nimmt einen ganzen Tag in Anspruch. Wir wählten den nächsten Sonntag. Es war ein stiller Sommermorgen, der Himmel ein wenig bedeckt, aber Land, Luft und Meer hinreichend beleuchtet, um den Landschafter zu einer dankbaren Arbeit aufzumuntern. Es ist gewiß ein gelungener Vergleich, wenn man von der Anhöhe hinter der punta mala, diesem Erisapfel des letzten Frühlings, den isolirten Felsen von Gibraltar betrachtet und darin das Bild des hingestreckten britischen Löwen erkennt. Des Löwen Haupt ruht auf den Vordertatzen, er blickt (ob bewachend oder zum Sprunge bereit, dies vermag ich nicht deutlich zu unterscheiden) nach Spanien hinüber; Afrika den Rücken wendend. Seinen starken Schweif bilden die lang gestreckten, uneinnehmbar erscheinenden Batterien der Ufermauern der Stadt.

Wir trabten lustig am Strande fort und wandten uns dann noch, bevor wir den Guadarranquefluß erreichten, an

dem verfallenen, unter Palmen und Caktusgehägen begrabenen Trümmern des alten Castells rechts gegen die Höhen zu. Unsere Gesellschaft bestand aus den beiden Damen, Fräulein Amalia und Eliza L., aus ihrem Bruder Pablo, dem preußischen, bayerischen und sardinischen Consul und mir. Einige englische Offfziere hatten sich unterwegs angeschlossen. Da unser Weg weit, der Morgen frisch und die Stimmung heiter war, so gerieth die Cavalkade bald in eine stärkere Gangart und ging aus dieser demnächst in einen Wett- und Dauerlauf über. Es war in der That ein Rennen mit Hindernissen. Die Wiesen waren naß, die Gräber breit nnd schlammig, die Ufer locker und ungleich und das ganze Terrain mit stachligen, und ziemlich hohen Sträuchern, Wurzeln und dichten Hecken durchzogen, so daß man hinreichende Gelegenheit fand, die Sicherheit und Gewandtheit der Pferde oder seine eigene Reiterkünste an den Tag zu legen. Die Damen waren uns immer voran und Fräulein Eliza schien, jeder Gefahr spottend, recht absichtlich die schwierigsten Passagen auszuwählen. Ihr Apfelschimmel überflog aber auch die Hindernisse mit Eleganz, als fühle er den Vorzug, der liebenswürdigsten Amazone von Gibraltar den Sieg zu sichern. Ich für meine Person zähle mich nicht zu den guten, aber eben so wenig zu den furchtsamen Reitern. Höflichkeits halber bemühte ich mich, Fräulein Eliza auf den Fuß zu folgen. Ich ritt einen kleinen Falben, bequem, feurig und elastisch; aber ich war jeden Augenblick darauf gefaßt, daß der tolle Lauf mit einem Wasser- oder Schlammbad endigen werde — Hängen- oder Steckenbleiben gar nicht zu reden.

Wir ließen das Städtchen San Roque rechts liegen

und wandten uns, die Schluchten und Abhänge des dortigen Hügellandes mitunter auch Waitzenfelder, Sturzacker und kleine Korkeichenbüschen passirend, links nach den Ufern des Guadarranque zu. Der Fluß war in Folge starker Gewitterregen in der letzten Woche weit über seine Ufer getreten.

Brücken sind nicht vorhanden, allein auch die Fuhrt war nicht zu erkennen, durch welche man bei niederem Wasserstande ohne Gefahr auf das entgegengesetzte Ufer gelangen kann.

Der Strom floß schnell und trieb Holz, Strauchwerk und junge Bäume mit sich, welche er muthmaßlich von den unterspülten Ufern abgelöst hatte. Die Pferde stutzten und selbst der Apfelschimmel, den seine Reiterin voran in den Fluß gelenkt hatte, schüttelte mit dem Kopf, bließ die Nüstern auf, schnob laut und hob sich auf die Hinterfüße als müsse er Anstand nehmen, vorwärts zu gehen. Allein Eliza lehrte ihn eines besseren; sie strafte ihn mit einer Applikation und Energie, daß er ohne Widerstreben seinen Weg fortsetzte und, gefolgt von den übrigen Pferden, das gegenüberliegende Ufer glücklich erreichte.

Es war sehr komisch anzuschauen, wie die Reiter je nach dem höher steigenden Wasser, die Füße hoben und die Beine an sich zogen, bis daß sie dieselben gegen die Hälse der Pferde stemmten und dabei ängstlich balancirten um bei einem Fehltritte ihrer Stoffe nicht aus der künstlichen Schwebe hinabzufallen oder doch mindestens mit einem Beine, um das Gleichgewicht zu erhalten unterzutauchen. Auch die Damen gaben sich alle mögliche Mühe, um einem unfreiwilligen Fußboden zu entgehen. Sie wen-

den das lange Reitkleid sorgfältig um den Steigbügel und versuchten den Körper in eine wagerechte Stellung zu bringen, allein die schelmischen Nixen des Guadarranque wollten auch ihren Sonntag feiern und zwar mit Kurzweil und Neckerei. Bald trieben sie den ängstlichen Pferden schwimmende Büsche in den Weg oder tauchten mit ihren Schilfkronen auf dem Kopfe plötzlich vor ihnen aus der Tiefe empor, oder sie spülten ihnen die Steine im Flußbette, auf welche sie getreten, unter den Hufen fort, um sie stolpern zu lassen, und zu erschrecken, oder sie griffen nach den Zügeln und Bügeln und hoben sich bis zum Sattelknopf um die da oben hängenden drüben hinabzudrängen; oder sie spritzten ihnen mit vollen Händen das kalte Wasser über den Kopf. Kurz als die Gesellschaft drüben angelangt war, hatte jeder seinen Antheil an der Wasserparthie und seine bestimmte Stelle, wo man ihn sammt den betreffenden Kleidern hätte auswringen können. Es war wirklich nur ein Schabernack der Guadarranque-Nixen, und ich hörte sie auch ganz deutlich hinter uns her kichern. Allein mein Freund der bayerische Consul behauptete, ich müsse mich irren; er vernehme nur das Rauschen des Wassers, und er kenne den Guadarranque schon seit Jahren; das sei ein träger und schläfriger Gesell, ohne allen Humor und Uebermuth, der sich am Ende vor seinem Ausflusse in die Bag förmlich im Sande verkröche! als ob er das Laufen verlernt habe. Deshalb ärgerten sich auch seine Fische, daß sie immer fort umkehren und den Weg stromaufwärts zurückmachen müßten. Er fügte hinzu: daß der Guadarranque weder Kinder habe noch verheirathet sei, sondern daß er ein einsames und langweiliges

Leben führe, wie es den lästigen Wassernixen schwerlich behagen würde.

Da ich nicht zum Streiten aufgelegt war, so schwieg ich still. Aber plötzlich kam die Sonne zum Vorschein; sie hatte uns belauscht; sie lachte mir gerade ins Gesicht. Sie gab mir Recht; sie bestätigte, daß Alles nur Spaß und nicht Bosheit gewesen, und gab sich die möglichste Mühe uns zu trocknen und dann das Geleit auf dem ferneren Wege zu geben.

Eine aufgedrungene Begleitung kann leicht lästig werden. So ging's uns mit der Sonne. Das Gespräch stockte und nur die Höflichkeit hinderte uns, unsern Gefühlen freien Lauf zu lassen. Die Damen wehten zwar mit den Tüchern; die Herren lüfteten, als wollten sie sich empfehlen, ihre Hüte, oder sie hielten die Hand über die Augen, als wünschten sie allein zu sein, oder sie wischten sich über die Stirn, als ob der Hut anfange, warm zu werden und zu drücken. Alles vergeblich!

Die Sonne wollte uns nicht mehr aus den Augen verlieren. Sie stieg immer höher und entwickelte so viel Licht uud Wärme, daß wir und noch mehr unsre Pferde wirklich unter dieser freundlichen Absicht zu leiden hatten.

Unterdessen ging es raschen Laufes weiter. Der Korkwald, welcher eine gute halbe Meile vor uns lag und dort das breite Thal wie eine undurchdringliche grüne Mauer zu schließen schien, winkte uns Schatten und Kühlung zu. Das machten wir den Pferden begreiflich und erinnerten sie ab und zu durch die Spornräderchen an die Nothwendigkeit der Eile.

Plötzlich sahen wir uns aufgehalten. Der Gewitter-

regen hatte die tiefgelegenen Wiesen in einen Sumpf verwandelt und wir hätten nach der eingeschlagenen Richtung unsern Weg nur im Schritt verfolgen können und dadurch allzuviel Zeit verloren. Wir zogen es deshalb vor, uns links zu wenden, die Höhen zu gewinnen und von dort in das Thalbett des Palomos hinabzusteigen. Unsre Pferde verstanden das Klettern eben so gut wie das Laufen und Springen. Rasch ging es Bergan, und trotz Felsblöcke und Abhänge rasch Bergab. Die Ufer des Palomos gelten für die schönsten Wiesen der Gegend, und die dortigen Heerden für das vorzüglichste Milchvieh. Blumenreichere Wiesen habe ich nirgends gesehen; die Natur schien dort den Farbenschmelz erschöpft zu haben. Alles lebte und webte in bunter Pracht. Aus den Gräsern leuchteten und nickten die Blüthen und Knospen herauf, und auf den Blättern funkelten noch die Thautropfen und glänzten farbige Käfer; dazwischen gaukelten allerhand Schmetterlinge und ganze Schaaren von Wasservögeln flatterten vor uns auf, um sich wenige Schritte wieder furchtslos nieder zu lassen. Man sah sich wie in ein zoologisches Museum versetzt, und unter dem rosenrothen hochbeinigen Flamingos bemerkte ich wahre Kabinetsstücke. Es war wirklich ein reitzender Anblick! nur eins vermißte ich — Gesang! Die Natur war stumm! Zwar schwieg sie nicht; sie dankte und pries den Herrn in ihrer stillen Pracht, aber ich hätte gewünscht, daß sie mit lauten Zungen ihr Loblied angestimmt hätte. Von allen den Vögeln mit den schönen bunten Federn vernahm man keinen Laut; sie bewegten sich schweigend wie die Schmetterlinge, Käfer, Blumen und Gräser, und vergeblich lauschte ich — und wenn auch nur nach

dem Klappern des Storches, nach dem Gezirpe der Grillen oder dem Gequake der Frösche. Wir Menschen sind recht ungenügsam! Statt dankbar entgegen zu nehmen, was uns geboten wird, verlangen wir, um befriedigt zu sein, daß wo möglich alle Sinne gleichzeitig in Anspruch genommen werden möchten.

Inzwischen gelangten wir an die Ufer des Palomos und machten Halt. Es ist dies der größte der dortigen Flüsse; sein Lauf ist fast reißend, eine Menge von Bergwassern vereinigen sich in ihm, und an jenem Tage glich er, wie er weit über die Ufer ausgetreten war, einem See, dessen bewegliche Oberfläche bescheidenen Betrachtungen über seine muthmaaßliche Tiefe Raum ließ. Die Gesellschaft machte also Halt. Unter dem Vorwande, die Pferde ein wenig verschnaufen zu lassen — flog man Rath, wie man über den Fluß käme. Billigerweise hätte man einfach die Frage stellen sollen, ob man ohne Gefahr durch den Fluß könne und wolle? allein wie wir Erdensöhne nun einmal sind, und keiner furchtsam scheinen, aber Jeder brav und muthig sein möchte, so wollte auch hier Niemand Rücksicht auf sich, aber ein Jeder Rücksicht auf andere genommen wissen und in Folge dieser gegenseitigen höflichen Berücksichtigung, die ein Jeder wiederum aus Höflichkeitsgründen ablehnen zu müssen glaubte, entwickelte sich folgerecht die Nothwendigkeit, durch den Fluß zu reiten, wiewohl jeder Einzelne die Umkehr gewünscht hätte.

Diesmal ritt Pablo voran, theils weil sein Pferd mit sehr langen Beinen versehen, dabei sehr ruhig war, theils weil er als guter Schwimmer für alle Eventualitäten gesichert schien. Ihm folgte Eliza und dieser ich. Die Uebri-

gen blieben am Ufer im eifrigen Gespräche vertieft oder vielleicht, um aus sicherer Ferne unsern Uebergang zu beobachten und sich zu vergewissern, daß das rothe Meer noch nicht bei Gibraltar zu suchen sei. Fabius Cunctator konnte nicht vorsichtiger zu Werke gehen, als Pablo beim recognosciren des Terrains; allein je langsamer und ruhiger er vorging, desto ungeduldiger und heftiger ward der Apfelschimmel hinter ihm. Er dampfte, hob sich und wandte sich mit einigen gewaltigen Sätzen halb rechts, um Pablo's englischen Pferde den Vorsprung abzugewinnen, oder um sich einen eigenen Weg durch den Fluß zu suchen. Seine Herrin ließ ihn gewähren, sei es, weil sie in der That keine Gefahr erblickte, oder weil sie wie gewöhnlich hinter dem Muthe irgend eines Andern nicht zurückbleiben wollte. Mir erschien die Sache ziemlich bedenklich, da die Heftigkeit des Pferdes in solcher Lage eben so unangenehm werden kann, als das Kostüm und der Sitz der Damen bei irgend einem Unfalle die Gefahr nicht vermindert, sondern vergrößern wird. Ich trieb deshalb meinen kleinen Falben scharf hinter dem Schimmel her, und befand mich bei der zunehmenden Tiefe bald mit den Füßen auf dem Sattel — in einer zusammengekauerten Stellung, ähnlich den Warschauer Garde-Tscherkessen des Fürsten Paskiewitsch, wenn sie bei Gelegenheit militairischer Schauspiele ihre Reiterkünste zeigen, jedoch mit dem Unterschiede, daß jene im Bewußtsein ihrer Geschicklichkeit und der Sicherheit ihrer Rosse pfeilschnell dahinjagen, während ich trotz des gemessenen Schrittes des Falben alle Mühe hatte, in meiner unbequemen Stellung das Gleichgewicht nicht zu verlieren.

Der Schimmel befand sich jedenfalls außerhalb der Furth, wo das Flußbett sehr ungleich ist. Plötzlich fiel er mit den Vorderfüßen in eine Vertiefung, so daß er mit dem Kopfe unter die Wasseroberfläche gerieth. Erschreckt hob er sich kerzengrade in die Höhe und warf sich so heftig zur Seite, daß ich den Augenblick vorhersah, wo er sich mit seiner Reiterin überschlagen würde. Ein scharfer Schlag mit der Gerte trieb ihn zu einem Satze nach vorwärts; allein er fand wiederum keinen Grund für die Vorderfüße er tauchte abermals mit dem Kopfe unter, fuhr eben so entsetzt wie das erstemal zurück, und stieg von Neuem steil in die Höhe. Das Thier hatte jedenfalls die Besinnung verloren und folgte seinem eigenen Willen und Kräften, nicht achtend auf Zügel und Peitsche. Durch die überaus heftigen und schnell auf einander folgenden Bewegungen des Pferdes ward Eliza aus der Gabel des Sattels gehoben; sie stand hoch aufgerichtet in dem Bügel und stürzte, jeden Haltes entbehrend, bei dem nächstfolgenden jähen Satze des Schimmels mit dem Kopfe voran in die Tiefe und verschwand augenblicklich unter dem Wasser, während man aus den heftigen Bewegungen des Pferdes entnehmen mußte, daß sich dasselbe noch an den Zügeln zurückgehalten sah. Ein peinlicher Augenblick! Man mußte glauben, daß Eliza sich unter dem Pferde befinde, in der doppelten Gefahr des Ertrinkens und Zertretenwerdens.

Es mag sehr komisch ausgesehen haben, als ich von meinem Sattel aus Fräulein Eliza nachschoß und ihr nach in die Tiefe tauchte. Allein Dank sei es der Pfuelschen Schwimmanstalt, deren Unterricht ich schon früher die größeste und reinste Freude meines Lebens, die Rettung eines

Ertrinkenden verdanken konnte — ich befand mich in wenigen Augenblicken neben Eliza und zwar auf den Beinen; sie selbst umfassend, emporhebend und aufstellend. Zum Nachdenken über unsre Lage, über das ob und wie und warum — fehlte es an Zeit und Gelegenheit. Der Fluß reichte uns bis an den Hals und trieb so hastig an uns vorbei, daß man leicht hätte schwindlich werden können. Wir traten deshalb auch ungesäumt unsere Wasserpromenade nach dem Ufer zu an, ich, Fräulein Eliza führend und stützend, sie mit aller Mühe das lange und schwere Reitkleid schleppend; — erschreckt über die Gefahr und besorgt wegen der etwaigen Folgen; — sie vollständig gefaßt und heiter, darauf bestehend, sogleich wieder aufzusteigen, um dem widerspenstigen Schimmel seine wohlverdiente Lection zu geben.

Auch Pablo hatte sich unmittelbar nach dem Verschwinden seiner Schwester in das Wasser gestürzt und erreichte uns in dem Augenblick, wo der Schimmel sich losriß und davon machen wollte. Er ergriff das Pferd, welches am ganzen Leibe zitterte und willig ihm folgte.

Meine Leserinnen und Leser werden aber gewiß dem Muthe und der Körperkraft des Fräuleins Eliza Anerkennung zollen, wenn ich noch hinzufüge, daß sie, als der Schimmel sich losriß, Stücke des Trensen und Candarenzügels in der Hand behalten hatte und mir mit Bezug hierauf erklärte, daß sie die Besinnung nicht verloren, aber im Augenblick des Sturzes den festen Willen gehabt habe, die Zügel des Pferdes nicht loszulassen und wenn es ihr Leben gekostet hätte.

Die Gesichter unserer wartenden Freunde am Ufer hatten sich nach diesem Vorfalle um ein Ansehnliches verlän-

gert. Der Humor kam nur sparsam und anfangs sehr vereinzelt zum Vorschein. Eliza allein verstand es, ihn zu fesseln. Die plötzliche und vollständige Abkühlung ließ sie ein wenig blaß erscheinen, aber ihre Laune blieb rosenroth, und sie wußte eine solche Anmuth und Liebenswürdigkeit in ihrer gewiß nicht beneidenswerthen Situation zu behaupten, daß ich ihr eben so viel Aufmerksamkeit als Bewunderung zollen mußte.

Nachdem wir dem Apfelschimmel andere Zügel, die wir von den ruhigeren Pferden genommen, eingeschnallt und seine Reiterin wieder in den Sattel gehoben hatten, wurde berathschlagt, daß die Gesellschaft den Weg nach der Almoroina fortsetzen sollte; während Eliza und Pablo nach dem, eine Stunde entfernten San Roque reiten wollten, um dort bei einer bejahrten Tante, die Kleider zu trocknen, und die Wäsche zu wechseln. An mich erging die Aufforderung, die Geschwister zu gleichem Zwecke nach San Roque zu begleiten. Ich zog es jedoch vor, mit den Uebrigen zu reiten. Ich dachte, daß die Wäsche und Kleider der alten Tante mir doch wohl nur theilweise passen möchten und verließ mich auf die nachhaltige Freundschaft der Sonne, die mir meinen Trockenplatz auf dem Sattel anweisen konnte.

Pablo suchte noch einmal und fand die Fuhrt durch den Palomos, und während wir drüben nach Norden zu tapfer lostrabten, um die verlorene Zeit wieder einzubringen, jagten Eliza und ihr Bruder im gestreckten Galopp die Höhen nach San Roque den Kleiderschränken der Tante zu, um uns so schnell als möglich folgen zu können.

Dank der Sonne, Luft und Bewegung, daß ich denn

auch bald wieder im Trocknen saß — und zwar noch bevor wir den Wald erreicht hatten, dessen schattiges Dunkel uns Erfrischung bot. Der Weg zieht sich in vielen Windungen thalaufwärts und bietet eine große Mannigfaltigkeit von Gebirgs-, Wiesen- und Waldbildern. Bäche durchschneiden überall das Land und bewässern die Wiesen, in deren hohen Gräsern man kaum die Heerden erkennt, deren Glockengeläute das ganze Thal harmonisch durchklingen.

Wen stimmte der grüne, frische Wald nicht heiter und froh? Auch zu uns hatte sich die gute Laune wieder gesellt, um uns an diesem Tage nicht wieder zu verlassen. So gelangten wir lachend und scherzend an die Pforten des alten Karthäuserklosters, das mit seinen bescheidenen Gebäuden und dem Kirchlein fast versteckt liegt unter den mächtigen Bäumen, die wie schützend ihr Blätterdach darüber ausbreiten, als wollten sie seine Bewohner in ihrem beschaulichen Leben beschirmen und sichern gegen die Blicke der Welt. Jetzt ist es im Kloster still — ganz todtenstill! Die Zellen stehen leer, das Gewölbe des Refectoriums ist geborsten und in der Capelle quillt das grüne Moos durch die Fugen des Fußbodens und Schwämme und Flechten haben Platz genommmen hinter den leeren zertrümmerten Beichtstühlen und längs der nassen Wände. Es mögen wohl nur selten Weihrauchwolken durch die niedrigen Bogen der Kirche ziehen, denn es ist alles feucht und dumpfig. Vor dem Altare stand eine Todtenbahre; die ewige Lampe schien dem Erlöschen nahe und das Muttergottesbild sah so ernst und verlassen von der fast dunkeln Höhe herab. Nur die sieben Schwerter in dem Herzen der Schmerzensreichen erleuchtete ab und zu die aufflackernde Flamme der

Lampe — als müsse sie an die Leiden eines Mutterherzens erinnern. Ach! was geht doch über die Liebe und die Leiden einer Mutter! Wohl dem, dem seine Mutter und ihre Liebe stets nahe sind!

Inzwischen hatte sich die Gesellschaft getheilt. Die Pferde waren in den Hof gezogen, um ein wenig zu verschnaufen. Fräulein Amalie übernahm die Sorge, aus den Vorräthen des Geistlichen ein frugales Mahl vorzubereiten, mit welchem man bis zur Ankunft ihrer Geschwister warten wollte. Da ich nicht ermüdet genug war, um auszuruhen, beschloß ich, mich in der nächsten Umgebung des Klosters umzusehen.. Ich nahm mein Skizzenbuch, ging durch den Garten und stieg über die niedrige Mauer desselben den ziemlich steilen Abhang hinab. Unten floß ein klarer Bach. Ich sprang hinüber, drang durch ein Gebüsch von Buchen und Haselsträuchern und sah eine äußerst liebliche Landschaft vor mir.

In einiger Entfernung waren Landleute mit der Heuerndte beschäftigt, zur Rechten dehnten sich reiche Kornfelder, jenseits zogen bunte Heerden die Matten hinauf, aus dichten dunkelen Baumgruppen zur Linken leuchteten helle Giebel herüber und darüber hinaus erhob sich ein spitzes Kirchthürmchen und schaute mit seinem Wetterhahne nach den Wolken. Durch die Wiese schlängelte sich ein Bach. Er wand sich, wie es schien, absichtlich durch alle Baumgruppen, die dort hin und wieder Platz genommen hatten, als suche er Schatten und spende er freiwillig Nahrung. Und das ganze Bild, es lebte; Menschen und Thiere und Bäume und Pflanzen, und Wolken und Wasser, Alles — Alles lebte! Und wie harmonisch zog der Ton des Lebens

— so tief und gehalten — so ernst — so wehmüthig und doch so beseligend durchs Thal und durchs eigene Herz; erst leise ansetzend, fortzitternd, wachsend und dann schmetternd, fast betäubend. Die Lerche jubelte ihr „Lobt den Herrn,“ die Wachtel rief ihr „Danket Gott!“ und Alles sprach; ein Jedes in seiner Weise — die ganze Natur — und es war mir, als verstände ich die Sprache Aller und als wäre ich daheim in meinem theueren, heißgeliebten Vaterlande! Ich mochte wohl im Herzensdrange meinen Gedanken Worte geliehen haben, denn es war mir, als ob sich alles in meiner Umgebung verwundert nach mir umblicke, und in der Verlegenheit zog ich mich ein wenig in einen Hollunderbusch zurück, in welchem eine Nachtigall ihr sehnsüchtig Lied so entzückend gefühlvoll vortrug, daß ich die Augen halb schloß und von meinem Verstecke aus diese liebliche Natur halb wachend, halb träumend beobachtete.

Die Nachtigall hatte noch nicht den dritten Vers ihres Liedes begonnen, als ein großer unansehnlicher Frosch aus dem Bache kroch, sich auf eine Baumwurzel setzte, und ohne allen Takt und Harmonie die zweite Stimme übernahm; er schrie dabei sein Ureckeckekez mit so gellender Stimme, daß eine schwatzhafte Elster neben mir laut ausrief: „Es ist doch ein wahrer Scandal, daß man vor all dem Geplärre gar nicht zu Worte kommen kann!“

Der Frosch würdigte sie keiner Antwort. Er warf den Kopf hinten über, faltete seine Hände über den Bauch, zog zwei Luftblasen, schluckte dreimal, und ließ die Augen übergehen, worauf er seinen Gesang wieder anstimmte, bis daß er die Nachtigall zum Schweigen gebracht, aber das

Echo dort drüben in den Bergen aufgeweckt und dasselbe ihm laut und deutlich nachgespottet hatte.

Die spanischen Frösche sind nicht besser wie die deutschen — sagte ich und warf dem Schreihals einen zürnenden Blick zu. Allein kaum hatte ich den Kopf aus dem Hollunderbusch vorgestreckt, so richteten sich wieder Aller Blicke auf mich, und ich beschloß — zu bleiben, wo ich war und zu beobachten, ohne mich ferner redend oder fragend einzumischen.

In einiger Entfernung stand ein schöner Stier vor einem mit Heu beladenen Karren. Er sah mich starr an, setzte den rechten Vorderfuß nachlässig vor den linken, legte seinen Schwanz in einen zierlichen Kringel auf den Rücken und sagte nicht ohne Selbstgefühl: „An Kraft und Anstand überbiete ich den Löwen." Dabei holte er sein Frühstück wieder herauf, und verzehrte es zum zweiten Male. Neben ihm graste ein Esel, er trug, um nicht aus dem Gleichgewicht zu gerathen, auf jeder Seite einen Lastkorb. Als er des Ochsen Aeußerung vernahm, stieg er mit beiden Vorderfüßen auf einen Stein, reckte den Hals und spitzte die die Ohren; schmunzelnd blinzelte er auf den Stier herab und sprach zu mir sich wendend: „Wenn die Giraffe höher steht als alle anderen Thiere, so komme ich ihr jetzt am Nächsten."

Ein Kalb kam auf mich los gesprungen und parirte mit gleichen Füßen. Sein Schwanz stand wie ein Pinsel in die Höhe und es blökte mir zu: „Ich gehöre in den Olymp, denn ich habe die Augen der Juno!"

Darüber ärgerte sich ein ausgelassenes, muthwilliges Fohlen; es jagte im Kreise herum und wieherte: „wenn

dies der Parnaß wäre, so spendete ich Euch aus der Hippokrene! Für heute nehmt mit dem guten Willen vorlieb!" dabei feuerte es mit beiden Hufen hinten aus und überschüttete die Thiere in seiner Nachbarschaft mit einer reichlichen Ladung von Erdklößen.

Einige der letzteren trafen ein Mutterschwein, welchem in einem benachbarten Tümpel ganz kannibalisch wohl zu Muthe schien. Es schüttelte die Klöße ab und grunzte unmuthig: „es ist doch wahrlich stark, daß man sich hier so mir nichts, dir nichts schmutzig machen lassen soll."

„Entschuldigen Sie, meine Gnädigste," näselte ein Haase unter einem schützenden Kohlkopfe hervor, indem er rechts und links herumschnüffelte, als ob er sich unter den Wohlgerüchen in seiner Nachbarschaft noch nicht recht zu orientiren vermöchte:

„Ich glaubte, meine Gnädigste, daß Hochdieselben aus Prinzip unsauber wären."

„Ganz und gar nicht, grunzte das Mutterschwein; ich liebe die Reinlichkeit, so weit dies gerade thunlich ist, und wenn man mich unrein sieht, so ist das nicht meine Schuld, sondern die Schuld der Menschen, welche die Gossen nicht ausspülen und die Tümpel nicht ausschlemmen." Und damit wandte sich das Schwein behaglich auf die andere Seite und grub sich mit dem Rüssel in den Schlamm und schwieg.

„Ich gebe Ihnen Recht, meine Gnädigste — näselte der Haase — die Menschen tragen die Schuld der Unsauberkeit überhaupt wie insbesondere. Ich kenne Menschen, die stets unsauber erscheinen, unsauber wenn sie schmutzig sind, und unsauber, wenn sie sich gewaschen haben."

Dabei reckte er den Hals aus und richtete die Ohren in die Höhe, als wolle er sich vergewissern, ob Jemand in seiner Nähe diese lieblose Aeußerung über das Menschengeschlecht vernommen haben könnte, dann zog er plötzlich, als er mich erblickt, den Hals in die Schultern, legte die Ohren hinter sich auf den Rücken und duckte eilig unter den schützenden Kohlkopf.

Ich folgte mit den Augen dem Laufe des Baches. Auch an seinem Ufer gewahrte ich deutsche Bäume. Da standen Erlen in ihrer geschwätzigen Geheimnißkrämerei und einige Weiden. Die sahen aber recht liederlich aus. Das Haar struppig, vorn überhängend, weder gekrümmt noch gescheitelt. Das Kleid war oben bis unten zerrissen.

Eine Stiefschwester von ihnen, die Thränenweide lehnte drüben über den Uferrand. Nun ja, ich ehre den Schmerz, aber er muß doch endlich einmal ein Ende nehmen. Dieser ewige Trübsinn wird langweilig, und warum auch seinen Schmerz vor den Leuten zur Schau tragen und sich dabei immer im Wasserspiegel beschauen, wie Narciß? Unfern davon standen zwei Buchen, herrliches Laub, gewölbt wie die Rippen eines Domes — aber die Stämme sind zu nackt, und ich liebe das Nackte nicht in anständiger Umgebung. Auch die Wurzeln der Buchen waren bloß, sie nahmen ein Fußbad in dem plätschernden Bache.

Zwischen einem dichten Flieder- und Haselnußgehäge bemerkte ich einen verlassenen Lorbeerbaum. Er befand sich in dem Gedränge sehr übel, war ganz blaß und schien dem Ersticken nahe. Ein Lorbeer! Hahaha — ein Lorbeer! O Du guter Dichterling! wie hast Du Dich verirrt unter die Prosaiker! bleib daheim bei Deinen Orangen, Citronen, Ro-

sinen und Mandelkernen — hier trocknest Du zusammen und Deine Blätter verfallen der Kartoffelsuppe, statt eine stolze Siegerstirn oder Sängerlocken zu schmücken.

Drüben am Bachesrande gewahrte ich eine einsame Gans. Sie stand auf einem Fuße und schlief. Sie war schneeweiß, schade, daß es nur eine Gans war! Sie wachte von dem Geschnatter auf, welches eine Entenfamilie vollführte, die den Bach herauf geschwommen kam. Vater Erpel führte den Zug und die Entenmutter hatte immerfort irgend etwas zu bemerken, zu loben, zu tadeln und zu wiederholen; und die Ententöchter, eilf an der Zahl — irgend etwas zu erwiedern. Die ganze scheinbar lebhafte Conversation bewegte sich in den nichtssagendsten Redensarten. Die Familie legte sich der Gans gegenüber vor Anker. Diese stieg tiefer ins Wasser, nahm einen Schnabel voll, gurgelte sich und schlug zwei- oder dreimal mit den Flügeln zusammen. „Wie sie sich breit macht!" sagte die Entenmutter, „wie sie sich breit macht!" schnatterten die Ententöchter nach, und steckten die Köpfe zusammen und zischelten sich in die Ohren, als hätten sie etwas recht Witziges oder doch wenigstens etwas Geistreiches gesagt. Die Gans achtete in ihrer gedankenlosen Unbefangenheit auf Nichts, was neben ihr vorging; sie verfügte sich noch tiefer in den Bach. In Schlangenlinien wand sie den Hals, übergoß sich geschickt mit Wasser, sie nahm ein vollständiges Bad, wusch und putzte sich, hob, sich aufrichtend, die Brust hoch aus dem Wasserspiegel und schlug noch einigemale mit den ausgebreiteten Schwingen durch die Luft.

Pfui! sagte die Entenmutter.

Pfui! schnatterten die Ententöchter.

Wie unanständig! sagte die Entenmutter.

Wie unanständig! schnatterten die Ententöchter.

Sich so blos zu stellen! sagte die Entenmutter.

Sich so blos zu stellen! schnatterten die Ententöchter.

Seht weg! sagte die Entenmutter.

Wir sehen weg! schnatterten die Ententöchter.

Taucht unter! rief die Entenmutter.

Wir tauchen unter! schnatterten die Ententöchter.

Und die weiblichen Mitglieder der Familie tauchten mit dem Kopf und Oberkörper in die Tiefe, so daß nur die spitzen Entenschwänzchen zu Tage standen und mit den nach uns zugewandten vierundzwanzig zappelnden rothen Beinchen einen eigenthümlichen Prospekt gewährten.

Schnack! sagte der Erpel, sie ärgern sich nur, daß sie nicht auch eine so schöne weiße Brust haben wie die Gans! Ich bleibe ruhig hier! dabei blickte er mit dem rechten Auge nach der Sonne und zog sich eine Schwanzfeder durch den Schnabel, als bediene er sich eines Zahnstochers, um irgend einen neuen Gedanken aufzufinden.

Auch ich erging mich, um mich einer unfreiwilligen Schläfrigkeit zu erwehren, in unterschiedlichen Betrachtungen. Ich dachte an Deutschland und die Deutschen, von denen so viele ohne äußeren Beruf und ohne inneren Kampf in die weite Ferne ziehen und ihr Heimathland vergessen und viele wieder, sobald sie über die Grenze kommen, Deutschland im Auslande suchen, und aus ihrem Egoismus in ungerechte Beurtheilung übergehen, und dadurch sich und Anderen das Leben verleiden können. Ich verglich die heimische mit der fremden Natur, ihre Eigenthümlichkeiten und Sprache; ich gelangte in weiteren naturhistorischen Be-

trachtungen zu den Eigenschaften und Fehlern der Thiere und bemerkte darin eine auffallende Aehnlichkeit mit den Schwächen und dem Egoismus der Menschen. — Allein alle diese Gedanken mochten wohl sehr nichtssagend sein. Niemand schenkte mir Aufmerksamkeit, und selbst die Sonne, die mich bis dahin keinen Augenblick allein gelassen hatte, wandte sich ab, hüllte sich ermüdet in dichte Nebelschleier und schloß die Augen. Das merkte eine häßliche große graue Wolke, die sich wie ein Schwamm vollgesogen hatte. Sie kam leise herangezogen und legte sich gerade über die Almoroina und zwar in der bösen Absicht, die Landleute da drüben in ihrer Heuerndte zu stören. Das verriethen den letzteren die Schwalben, die eilig aus der Höhe herabschossen und in Hast über die Erde fortstreifend Alle mahnten, sich vor dem drohenden Regen zu sichern. Da entstand unter den Grasschneidern große Unruhe, sie liefen hin und her, sie harkten eilig das Gemähte zusammen, sie riefen sich unter einander zu. Der Stier ward an den Wagen gespannt, die Sicheln wurden in die Tragkorbe des Esels gepackt, und das Kalb und das Fohlen wurden eingefangen und ins Dorf geführt. Die Unruhe und das Geschrei waren so groß, daß der Schall davon drüben am Berge das Echo erreichte, und dies in seiner Plauderhaftigkeit den Lehnsvettern Zephir und Aeolus, welche in einer Schlucht Mittagsruhe gehalten hatten, Mittheilung davon machte. Beide erhoben sich, um die Landleute gegen die Wolke zu schützen.

Zephir machte sich zuerst auf; ein etwas luftiger, aber auch ein lustiger Gesell. Erst hüpfte er säuselnd von einem Bein auf das andere, dann fegte er plötzlich den Berg

hinab, summte ein Liedchen, jagte sich mit welken Blättern im Kreise herum und trieb allerlei Kurzweil. Hier küßte er eine Knospe, die ihm verschämt auswich, dort riß er einem stolzen Rittersporn, der ihm nicht aus dem Wege gehen und sich nicht einmal beugen wollte, die Sporen von den Füßen und drüben zerzauste er einen Kranz bescheidener Gänseblümchen, die sich blöde und ängstlich zusammengedrängt hatten. Unterdessen stellte sich auch Aeolus ein. Er sauste von der Höhe herab, und brauste so rücksichtslos an den Baumkronen vorbei, daß sie allzumal erzitterten, und die Blätter der Silberpappel beim allzuraschen Abwenden die weißen Unterkleider bemerken ließen. Dann übernahm er zu Zephirs Gesang die zweite Stimme im heiseren Baß, umfaßte rasch den Lehnsvetter und stürzte mit ihm auf die Wolke zu, die sie dann auch bald vor sich herjagten. Dabei half ihnen die Sonne, die sich ärgerte, daß ihr die Aussicht benommen war. Sie griff in ihre Strahlen, nahm eine Hand voll und stach damit so heftig auf die sich windende und krümmende Wolke los, daß sie dieselbe durchbohrte und die Strahlen zugleich mit einigen schweren Tropfen hinab auf die Erde fielen. Ob es nun diese Thränen des Unmuthes waren, die mich trafen, oder die siegenden Sonnenstrahlen, die mich aus meinen betrachtenden Träumereien weckten, kurz ich fuhr auf und mit den Händen nach den Augen. Dasselbe Bild, dieselbe Staffage sah ich vor mir — allein Alles um mich her schwieg. Die Menschen arbeiteten hastig weiter; der Stier verzehrte zum dritten Male. Der Esel streckte sich bequem ins Gras, der Frosch war im Wasser, die Nachtigal schlief, die Wachtel fütterte ihre Jungen, und nur die Lerche stieg wieder

singend vor mir auf. Zitternd vor Entzücken erhob sie sich hoch und immer höher, und unermüdlich jubelte sie ihr „Lobt den Herrn!"

Da hörte ich vom Kloster her meinen Namen rufen. Eliza und Pablo waren eingetroffen. In bester Laune stärkte man sich durch Speise und Trank zur Heimkehr. Wir stiegen auf, schlugen, um die fatalen Stromübergänge zu vermeiden, den Weg links über die Berge nach San Roque ein, und gelangten nach einem dreistündigen scharfen Ritt dorthin. Auf der Alemeda wogte es in glänzenden Toiletten. Wir hielten einen Augenblick bei einer mit den jungen Damen verwandten jungen Wittwe in tiefer Trauer.

Vor einigen Monaten hatten Räuber ihren Gatten, als derselbe sich auf der Jagd ziemlich tief ins Gebirge gewagt, festgenommen und von seiner Familie ein hohes Lösegeld für seine Freilassung erpreßt. Obgleich das Geld am festgesetzten Tage abgeliefert ward, so kehrte der Gefangene doch nicht zurück, seinen verstümmelten Leichnam fand man bei weiteren Nachforschungen.

Wir hatten keine Zeit zu verlieren, wenn wir noch vor Thoresschluß Gibraltar erreichen wollten. Unser Ritt sah einem Wettlauf nicht unähnlich, und doch konnten wir nur noch durch das Nebenthor in die Stadt gelangen.

Als wir auf dem Platze am L.'schen Hause anlangten, erwartete uns die ganze Familie vor der Thür in großer Spannung. Die Tante in San Roque hatte sich nämlich beeilt, den Unfall sogleich durch einen reiten-

den Boten den Eltern mitzutheilen. Glücklicherweise hatte derselbe keine Folgen und die jungen Damen befanden sich trotz des ermüdenden neunstündigen Rittes — am nächsten Morgen vollkommen wohl.

Das war unser Ausflug nach der Almoroina bei Gibraltar.

Das Herculesgrab in Tarragona.

Unter den alten Städten Spaniens nimmt Tarragona seiner Bedeutung nach, so wie durch seine höchst interessanten Monumente einen der ersten Plätze ein. Die Sage von der Vorzeit dieser Stadt reicht Jahrtausende hinauf und an wenigen Punkten der pyrenäischen Halbinsel werden dem Alterthumsforscher so viele Erinnerungen an die verschiedenen Epochen der Landesgeschichte geboten, welche mit ihren hervorragenden Characteren, mit ihren Völkerstämmen und erschütternden Umgestaltungen darüber hinweggezogen sind. Phönicier, Celtiberier und Carthaginienser, die Herrschaft der Römer, Gothen und Mauren geben Zeugniß von dem schnellen Wechsel des unerbittlichen Schicksals. Was der Friede gebaut und der Kunstfleiß geschaffen, und die Eintracht begründet, haben Krieg und Eifersucht und innere Zerwürfnisse wieder vernichtet, Macht und Reichthum wuchsen und schwanden. Mit dem Blute ganzer Generationen, welche im Vernichtungskampfe fielen, ward der Boden zu einer neuen Saat gedüngt. Aus der Asche der rauchenden Trümmer sollte der neue Phönix den Spott über seine eigene Unsterblichkeit erkennen. Der Morgenstern ward Al-

len zum Abendstern! Baal und Astarte gingen unter; die Götter Griechenlands fielen mit den Römischen Tempeln, und nachdem das Kreuz mit dem Halbmonde lange gerungen, blieb allein das Banner des Christenthums siegreich thronend bestehen, auf daß das Wort des Herrn erfüllt würde.

Die Maurenzeit und die Herrschaft der Gothen sind aus ihren Monumenten zu erkennen, aber der Reichthum der römischen Bauwerke geht weit darüber hinaus. Tarragona zählte zur Zeit der Römerherrschaft über eine Million Einwohner. Publius und Cnejus Scipio haben die Mauern erbaut, von welchen herab im Jahre 1813 Suchet die fliehenden Weiber und Kinder mit Kartätschen zusammenschießen ließ. Der Palast, den Pilatus nach seiner Rückkehr aus Jerusalem erbaute, die Residenz, welche sich Augustus, und der Tempel, den er seiner Unsterblichkeit errichtete, das Amphitheater, in welchem sich zur Feier der kaiserlichen Rückkehr an einem Tage 2000 Sclaven gegenseitig erwürgten, der prächtige, in einer Höhe von 100 Fuß über das Thal führende Viaduct — noch sind ihre großartigen Verhältnisse zu erkennen; aber weder der Triumphbogen von Sura, noch die Scipionengräber werden die Zeit überdauern, sondern ihre Trümmer nur daran erinnern, wie alle Menschenwerke der Vergänglichkeit und dem Untergange geweiht sind. Die Cyclopenmauern und Thürme der celtiberischen Befestigungen trotzen allein unerschüttert den Jahrtausenden und führen zu dem Glauben, daß sie in ihren riesigen Bestandtheilen nicht allein einer fabelhaften Zeit angehören, sondern daß sie ihre Entstehung Wesen verdanken, die durch ihre physischen Kräfte unsere Anwendung der Mechanik zu

verspotten berechtigt waren. Wir folgen dem Faden der Geschichte bis zur Gründung Tarragonas hinauf, welche dem Hercules zugeschrieben wird, der mit kriegerischen Schaaren von Afrika herüber gekommen und in Catalonien gestorben sein soll.

Man kann leicht ermessen, welchen Genuß mir der Besuch dieser interessanten Stadt gewährte, deren paradisische Lage so überaus mannichfaltige Naturschönheiten an Bergen, Wald und Feldern, an der Meeresküste und auf den Höhen gewährt. Die Fruchtbarkeit des Priorates hat schon Martial als eine nirgends übertroffene besungen, und Plinius hat Tarragonas Reben dem Falerner an die Seite gestellt. Selbst die Industrie hat diesen südlichen Theil Cataloniens aufgesucht und in dem benachbarten Reus eine Thätigkeit entwickelt, von welcher die ewig rauchenden Essen, die große Menge von Dampfmaschinen, die prächtigen Fabrikgebäude mit den vielen Tausend fleißigen Händen Zeugniß geben; die Sammet-, Seiden-, Wollen-, Baumwollen- und Leinenwaaren, die sie liefern, stellen sich dem Besten, was darin in Spanien geleistet wird, an die Seite.

Meine Vorliebe für geschichtliche und antiquarische Forschungen verschafften mir die Bekanntschaft des Herrn D. Juan Francisco Albiñana y de Barras, Präsident der archäologischen Gesellschaft und mehrerer Mitglieder derselben, in deren Gemeinschaft ich die Kunstschätze des dortigen Museums in Augenschein nahm. Von großem Interesse für mich war demnächst die Sammlung und die persönliche Berührung mit Herrn Buenaventura Hernandez y Sanatensa und insbesondere die ihm gehörenden Fragmente eines neuerdings aufgefundenen Marmorsarkophages. Die alle-

gorischen Figurenmalereien desselben deuteten auf die Thaten des Hercules und seine Colonisationen in Spanien, und die scheinbar ägyptischen Idole und Schriftzeichen nicht allein auf das hohe Alter des Gegenstandes, sondern sie sollten nach der Ansicht des Besitzers auch den Beweis enthalten, daß es sich um die Grabstätte und den Sarkophag des Gründers von Tarragona, des Herkules selbst, handele, und daß mit der Auffindung dieses Monumentes der Zweifel über die Ruhestätte jenes Helden der Vorzeit gelöst, nicht minder, daß die Colonisation und Civilisation Spaniens durch Hercules von Aegypten ausgegangen sei.

Eine so wichtige Entdeckung gehörte meiner Ansicht nach weder dem Herrn Hernandez, oder seiner Vaterstadt allein, sondern der Geschichte und der Wissenschaft überhaupt an. Der Wunsch, die Gelehrten meines Vaterlandes so bald als möglich von dem Funde in Kenntniß zu setzen und durch eine Veröffentlichung in Deutschland die Aufmerksamkeit und Unterstützung der Sachverständigen zur Erklärung der Bilder und Zeichen in Anspruch zu nehmen, veranlaßte mich, die Erlaubniß zu erbitten, jene Fragmente copiren zu dürfen, was mir Herr Hernandez mit großer Bereitwilligkeit gestattete. Derselbe theilte mir zugleich mit, daß die Königl. Akademie der Geschichte zu Madrid, welche ihn zu ihrem Mitgliede ernannt, die Veröffentlichung dieser Entdeckung zugleich mit den Zeichnungen und deren Erläuterung und der näheren Angabe über den Ort und die Art und Weise der Auffindung — sich vorbehalten habe.

Die Fragmente des Monumentes sind etwa einen Zoll

stark, sie bestehen aus weißem Marmor und haben im Verhältniß zu dem angeblich hohen Alter des Sarkophages wenig gelitten. Die vorhandenen Bruchstücke lassen keinen Zweifel, daß sie zu einem flachen sargartigen Kasten gehört haben. Die Figuren und Schriftzeichen sind eingravirt und mit einem schwarzen erhärteten Kitt ausgefüllt.

Die Farben sind, wie es scheint, mit einer Beitze aufgetragen, und mehrere Linien tief eingedrungen. Die Darstellungen im Innern beziehen sich auf die Thaten, die Colonisation und den Tod des Hercules, die äußeren Umgebungen enthalten ägyptisch-allegorische Beziehungen. Die Schrift scheint ägyptisch-iberisch; die letztere, so wie die Figuren, erinnern auffallend an die phönizisch-lybischen Darstellungen, wie sie durch Ausgrabungen in Sardinien zu Tage gefördert werden, und wie mir deren auch auf der Insel Malta zu Gesicht gekommen sind. Sie sind jedoch viel roher und plumper als jene, so wie ich mich auch nicht entsinne, auf alten ägyptischen Monumenten die Figuren und Hieroglyphen so mangelhaft und unkorrekt ausgeführt gesehen zu haben.

Ich glaube es dem Gegenstande, so wie dem Besitzer desselben schuldig zu sein, zunächst die eigenen Worte des Letzteren über den Fund, die Wichtigkeit und Bedeutung desselben so anzuführen, wie er mir solche mündlich und schriftlich ausgedrückt hat.

Herr Buenaventura Hernandez sagt:

„Die Entdeckung dieses überaus merkwürdiges Monumentes ist dem Zufalle zu danken. Am 9. März 1850 waren Tagelöhner hierselbst beschäftigt, das Erdreich am

Meere zur Benutzung bei den Hafenarbeiten abzugraben. Als sie bis auf eine Kreideschicht, welche die dortigen Felsklippen bedeckt, die Erde fortgruben, stießen sie auf ein Hinderniß, das ihnen ein Stein zu sein schien. Derselbe wich erst den gemeinsamen Anstrengungen, indem er in Folge der von verschiedenen Seiten darauf geführten Axtschläge in Trümmern auseinanderfiel. Wiewohl die Arbeiter bemerkten, daß die Brüche an den Kanten weiß waren, und sich von der Farbe der dortigen Steine und Erde wesentlich unterschieden, so achteten sie doch nicht weiter darauf und setzten ihr Tagewerk fort. Ein glücklicher Zufall führte Eins jener Bruchstücke in meine Hände und ließ mich sogleich die Wichtigkeit meines Fundes erkennen, dem es vorbehalten war, die irrigen Meinungen über die ursprüngliche Bevölkerung und Culturgeschichte Spaniens zu berichtigen und die interessantesten Aufklärungen über den ägyptischen Hercules zu geben, dessen Ruhm sich die Phönizier und nach ihnen die Griechen aneigneten.

Ich begleitete am 25. März 1850 die Arbeiter an den Hafen hinaus, um den Fundort näher zu untersuchen und zu retten, was nicht etwa vernichtet oder verloren gegangen. Aus Besorgniß, wegen der Zertrümmerung des Monumentes verantwortlich gemacht zu werden, und aus Eigennutz, um die aufgefundenen Stücke später einzeln und so gut als möglich zu verwerthen, hatten die Arbeiter die Bruchstücke mit den übrigen unbrauchbaren Steinen in eine Grube geworfen und mit Erde überdeckt. Erst auf wiederholtes Zureden und gegen das Versprechen guter Bezahlung gaben sie dasjenige, was sie zurückgelegt, stückweise heraus, und

setzten mich dadurch in den Stand, einen Theil des Sarkophages wieder zusammenzustellen.

Was den Fundort anbetrifft, so habe ich bereits erwähnt, daß die Klippen unfern des Meeres mit einem etwa einen Fuß starken natürlichen Kreidelager bedeckt sind, darüber erheben sich Erdschichten, durch Alluvionen oder Abschwemmungen von den dahinter allmählich bis auf mehrere hundert Fuß sich erhebenden Anhöhen entstanden, welche Erdablagerungen sich an den Parallelstreifen und an den verschiedenen Farben deutlich unterscheiden lassen. Ueber diesen etwa 22 Zoll hohen Erdlagen befand sich ein 3 bis 4 Zoll starkes Steinpflaster, meiner Meinung nach celtiberischen Ursprungs. Oberhalb desselben fanden sich etwa 3 Fuß hoch neue abgelagerte Erdschichten; dann gewahrte man ein dünnes römisches, einen weiten Flächenraum einnehmendes Steinpflaster aus Platten des in hiesiger Gegend gewöhnlichen Marmors. Dieser festen Steinlage ist zunächst die Erhaltung des Monumentes zu danken, da dieselbe das Eindringen der Feuchtigkeit verhinderte. Ueber das römische Pflaster liegen, etwa 3 Fuß hoch, Trümmer römischer Gebäude innerhalb desjenigen befriedigten Raumes, welcher seit 1813 als Beerdigungsplatz der Engländer und Protestanten benutzt ward. Gerade oberhalb des Marmorsarkophages, welcher auf der Kreideschicht, etwa 8 Fuß hoch unter der jetzigen Erdoberfläche stand, ist das Grab des englischen Generals Moore. Der große Hügel, zu welchem das beschriebene Terrain gehört, bildete zur Römerzeit den von den Patriziern bewohnten Stadttheil. Seit jener Zerstörung durch die Gothen ist er nicht wieder aufgebaut worden. Damals blieb Tarragona lange Zeit ganz verödet. Die

Mauren ließen sich nur in dem oberen befestigten Stadttheile nieder, und die später ganz verarmte Stadt fand keine Veranlassung, die nach dem Meere zu belegenen wüsten Trümmerstätten wieder zu bebauen. In diesem Jahrhundert hat man einzelne Stellen jenes Hügels mit Getreide bestellt, bis daß die Abtragung desselben zur Verwendung bei den neuen Hafenbauten angeordnet ward. Der von den Arbeitern zertrümmerte Steinkasten befand sich in einer Umgebung von großen Quadern, gleichsam eingesenkt.

Der Sarkophag selbst war mit großen kupfernen, stark occidirten Nägeln auf der Kreideunterlage befestigt.

Die aus zolldicken weißen Marmorplatten bestehenden Fragmente bildeten einen Kasten, in der Form eines Sarges; (Atahud) groß genug, um einem Leichnam darin Platz zu gewähren. Daß ein solcher, und zwar als Mumie zubereitet, in dem Sarkophage gelegen, habe ich später aus einem Häufchen Asphalt geschlossen, welches sich an der inneren Seite am Kopfende festgeklebt fand und ohne Zweifel von dem einbalsamirten Körper selbst herrührte, und durch das Schweißtuch, mit welchem die Mumie bedeckt gewesen, durchdrungen war. Noch später (Januar 1852) haben sich aber auch auf mein Befragen die Arbeiter erinnert, daß sie damals einige Knochen mit ausgegraben hätten, welche mit den übrigen auf dem Kirchhofe ausgegrabenen Gebeinen in eine und dieselbe Grube geworfen wären. Gegen Ende des Jahres 1852 fand man bei den fortgesetzten Nachgrabungen an jener Stelle ein Thongefäß mit dem Skelett einer (wie es schien) einbalsamirt gewesenen Katze.

Die Marmorplatten waren an den Ecken mit kupfernen Nägeln zusammenfügt. Sie sind mit Figuren und Zeichen bedeckt, welche auf die früheste ägyptische Vorzeit deuten. Diese sind in Schwarz eingelegt. Die Farbe des Fleisches, der Gesichter, der Brust und der Hände ist durch einen unbekannten Prozeß aufgetragen, und ähnlich wie die gelbe, graue und grüne Farbe einiger Gegenstände ziemlich tief in den Marmor eingedrungen. Die zum Deckel und Boden gehörenden Stücke sind nur auf einer Seite, die Wände dagegen auf beiden Seiten mit Figuren und Schriftzeichen bedeckt. Die Darstellungen auf dem Deckel beziehen sich auf die ägyptische Theogonie, und zwar auf die älteste Epoche derselben. Die Seitenwände im Innern zeigen Scenen aus dem Leben des Herkules und auf der äußern Fläche verschiedene Momente des ägyptischen religiösen Cultus.

Auf den letzteren deuten auch die Bilder auf der inneren Bodenfläche, welche den todten Herkules und die vorzüglichsten Thaten seines bewegten Lebens darstellen, und es somit wohl zweifellos erscheint, daß jener Held in diesem Sarge beigesetzt worden ist.

Zum Deckel haben folgende (im verjüngten Maßstabe wiedergegebenen) Fragmente gehört:

1. Die Metempsychosis oder Verwandlung des Osiris in einem Stier, unter der Bezeichnung Apis bekannt.

2. Die göttliche Natur.

3. Charon, die Seele des Verstorbenen übersetzend, mit dem Elephantenkopf, die Unsterblichkeit andeutend. Dasselbe bezeichnet die in ihren Schweif beißende

Schlange. Die Eule und die Sterne beziehen sich auf die Nacht, welche dem Tode folgt.

4. Isis mit Lotos gekrönt, Aehren und den Caduceus tragend, neben ihr der Ibis auf den Ackerbau hindeutend.

5. Der aegyptische Herkules, die Felsen von Gibraltar, zwischen Afrika und Europa trennend; ein schwarzer und weißer Kopf deuten auf die afrikanischen und europäischen Völkerstämme; Wein, Palme und Schlange auf die Naturprodukte der gegenüberliegenden Länder. Herkules hält in den Händen die Promontorien Avila und Calpe; die Säulen des Herkules.

6 und 12. Das erstere zeigt die Allmacht und Gewalt der höchsten Gottheit; das zweite — die erste Generation. Adam und Eva unter Palmen, deren weibliche Blüthen von dem benachbarten Baume befruchtet sind. Ueber der Flamme der sinnlichen Liebe entwickelt sich der Embryo. In der kreisförmigen Spirale mit den Himmelszeichen wächst er von der Conception in der Prägnatio bis zum lebensfähigen Wesen. In der Gestalt von Vögeln zieht die Liebe von Mund zum Munde. Die Schlangen sind der gute und böse Genius, und die Sonne — die Alles belebende Wärme.

Die Seitenwände zeigen auf der äußeren Fläche:

7a. Typhon als Krokodil, den Nil darstellend. Männer und Weiber opfern ihm; der Fisch, den er hält, bezeichnet den Reichthum an Thunfischen an den spanischen Küsten.

7b. Die innere Seite zeigt den Herkules mit der Löwenhaut im Kampf mit farbigen Männern, also seine

Thaten in Lybien. Unten ziehen triumphirend seine Krieger mit den Häuptern der Erschlagenen.

8b. Eine Frau, welche dem Krokodil nach ägyptischem Brauche ihr Kind opfert, um die Fruchtbarkeit des Nils für ihren Grundbesitz zu erlangen.

8a. Eine Gottheit mit seltsamen Formen, zwischen zwei Scheiterhaufen, und Herkules einen Hirschkopf zum Opfer bringend.

10. Eine Prozession mit dem Apis. — darunter die Auswanderung eines wilden Völkerstammes.

Nr. 10a. Herkules bekämpft den lybischen Löwen, und um den Zug der Aegypter von Osten nach Westen anzudeuten, sieht man darunter Männer auf einem langen Fahrzeuge segeln, dem Fluge der Schwalben folgend, eine Anspielung auf die Kindheit der Schifffahrt.

9a. Bacchus in Laub gekleidet, unterrichtet den Pan in der Behandlung des Weinstockes.

9b. Die Gärten der Hesperiden, den die Alten nach Baetica verlegten, in die Nähe von Gibraltar. Die Schwestern Eglé, Arethusa und Hesperetusa mit einem einzigen Körper. Darunter der Apfelbaum mit den goldenen Früchten und das bewachende Ungethüm. Daneben erblickt man die Spitze einer Lanze, mit welcher Herkules den Drachen tödtete. Die Früchte des Apfelbaumes waren ursprünglich mit Gold ausgelegt. Dasselbe ist jedoch von den Arbeitern herausgelöst und verkauft.

11. Eine Festung, ähnlich den Cyclopenmauern von Tarragona, angegriffen von Männern mit Steinwürfen und vertheidigt mit Pfeilen oder Speeren. Am andern Ende ein Hirt unter seiner Heerde, die Sterne beobachtend.

dazwischen zwei Reihen Schriftzeichen. Die Cyclopenmauern von Tarragona haben eine Ausdehnung von 1905 castilianischer Varas (3⅕ Fuß preußisch — die Vara) und hatten früher eine Höhe von 11 Varas. An den ungeheuren Blöcken, aus denen sie zusammengefügt sind, bemerkt man nirgends Spuren, daß sie mit Maschinen fortbewegt, aufgerichtet und übereinandergeschichtet wären. Ich halte sie für ägyptische Arbeit, da sie auffallend an den Pyramidenbau erinnern. Die berühmten Mauern von Tiryntl und von der Acropolis von Athen erscheinen als Spielerei gegen die hiesigen Mauern. Auffallend ist, daß die Zeichnung der Mauer und des Thurmes auf diesem Fragmente ganz genau mit einem der Mauerthürme von Tarragona übereinstimmt; neben welchem sich in der benachbarten Mauer ein ursprünglich angebrachtes Thor befindet, welches ganz genau, wie auf der Zeichnung, mit drei ungeheuren, ähnlich geformten Felsblöcken versetzt ist. Auf den Mauern von Tarragona findet man Zeichen eingegraben, welche celtiberisch, und wesentlich verschieden von den phönizischen sind, woraus man gleichfalls schließen kann, daß die Phönizier erst später nach Spanien und Tarragona gekommen sind, und daselbst bereits die Stadt und eine cultivirte Bevölkerung vorgefunden haben.

Die Annahme der modernen Gelehrten, als hätten die Spanier ihre Cultur, ihre Religion, ihre Schriftsprache von den Phöniziern übertragen erhalten, ist meiner Ansicht nach durchaus falsch. Mit Ausschluß einiger phönizischen Städte, welche phönizisches Geld prägten, zeigen die sämmtlichen spanischen Münzen aus jener Zeit celtiberische Schriftzeichen und die Bilder des Mondes oder der Sterne, oder

von Pferden, als Andeutung auf ihren Cultus und ihre kriegerische Lebensweise.

Es mag übrigens dahingestellt bleiben, ob mit dem Bilde auf diesem Fragmente etwa der Titanenkampf dargestellt werden sollte.

13 zeigt die Errichtung solcher Cyclopenmauer und außerdem eine Menge von Thaten des Hercules, ein Apisopfer, die Ankunft der Aegyptier in Spanien, ihren üblen Empfang seitens der Eingeborenen, und endlich in der Mitte den auf der Löwenhaut ruhenden, gestorbenen Hercules, umgeben von den Weihrauchschalen, und den gespenstischen Geistern der Nacht.

14 endlich stellt auf ganz unzweifelhafte Weise die Auswanderung der Colonisten aus Aegypten, ihren Zug zu Lande durch die Wüste und zu Wasser, an der Küste entlang, so wie ihre Ankunft in Spanien dar. Man erblickt das am Widerstand der Urbewohner, welche den Ankömmlingen feindlich entgegengezogen sind. Der Ebro ist nicht zu verkennen; die Pinien zeigen das Land Catalonien an, im Gegensatz zu den südlichen Küsten Spaniens, unter dessen Thierwelt die Hühner und Kaninchen in großer Menge vorhanden waren, weshalb solche auch auf dem spanischen Küstenfels, welchen Hercules auseinandersprengt, angedeutet sind. Ueber dem Helden spannt sich als Glorie seiner Unsterblichkeit die ewige Zeit, in dem Thierkreise dargestellt. In der oberen Reihe bemerkt man die Jahreszeiten und zwar nach den Beschäftigungen in den aufeinanderfolgenden Monaten geordnet. Januar Apisverehrung, Februar Nilüberschwemmung, März Abtrocknen der befruchteten Erde, April Saatzeit, Mai Pflanzzeit, Juni Heuerndte,

Juli Getreideerndte, August Obsterndte, September Weinerndte, October Ruhe, November Frost, Dezember Opfer. Die oberste Reihe dieses höchst merkwürdigen Fragmentes bilden ägyptische Hieroglyphen und celtische Schriftzeichen, und ganz unten rechts sieht man die, an den spanischen Küsten, besonders bei Malacca (Malaga) ergiebige Thunfischerei.

Ein später noch aufgefundenes Fragment die Sündfluth, und auf der entgegengesetzten Seite den Kampf des Hercules mit dem Geryon, eine Kuh, ein Kaninchen und einen Weinstock darstellend — bezieht sich ebensowohl auf das hohe Alter der Arbeit, welche einer jenen diluvianischen Erschütterungen sehr nahe gelegenen Zeit angehören muß, als auf den Schauplatz der Thaten des Hercules, welcher eben kein anderer als Spanien ist, das eben durch den Weinstock und das Kaninchen bezeichnet zu werden pflegt."

So weit Herr Buenaventura Hernandez in der Erklärung der Darstellungen auf den Fragmenten des Sarkophages. Ueber die historische Bedeutung und Wichtigkeit der Entdeckung und die Begründung seiner Schlußfolgerungen läßt sich derselbe, wie folgt, vernehmen.

„Man muß zunächst die Frage aufwerfen, welchem Volke und welcher Zeit gehört das Denkmal an? Um dieselbe vollständig beantworten zu können, muß die Existenz des ägyptischen Hercules, und die Gewißheit, daß derselbe nach Spanien gekommen, nachgewiesen werden.

Ueber die Bedeutung des Namens „Hercules" sind die Ansichten verschieden. Während Einige darin den Ausdruck der Stärke erkennen, wollen Andere in demselben die Bezeichnung des Kaufmannes finden. Allein die ara-

bischen Gelehrten, deren Muttersprache aus der punischen, phönizischen und ägyptischen stammt, erklären gewiß mit Recht, daß mit der Bezeichnung „Hercules" ein thatkräftiger und ausgezeichneter, berühmter Mann gemeint wurde. Muß man annehmen, daß diese Bezeichnung einer bestimmten Person beigelegt wurde, so wissen wir aus Herodot, daß Hercules zur Zeit des Osiris gelebt, und aus Diodorus Siculus, daß Hercules die Armee des Osiris befehligt hat. Eusebius tritt dieser Meinung bei, indem er hinzufügt, daß man den Hercules seiner großen Thaten wegen, zur Gottheit erhoben und unter die Gestirne versetzt habe, und sämmtliche Geschichtschreiber rühmen die außerordentlichen Werke, welche dieser Held in Indien, Lybien, Aegypten und Spanien vollbracht hat.

Die Phönizier haben nicht, wie die modernen Kritiker behaupten, ihren Kultus auf den phönizischen Hercules gerichtet, sondern auf den ägyptischen. Dies bestätigen Herodot, Pomponius Mela und Diodorus Siculus, indem sie ausdrücklich erklären, daß diese Gottheit, wie sie in Cadiz, Tyrus und Aegypten verehrt wurde, eine ägyptische gewesen sei. Die Griechen haben ihre Halbgötter gleichfalls von den Aegyptiern entlehnt, so auch den Hercules, welcher seine Thaten niemals in Griechenland vollbracht hat. — Die Chroniken aller Küstenstädte des Mittelländischen Meeres stimmen mit den alten Geschichtsschreibern darin überein: daß Osiris und Hercules gemeinschaftlich eine Wanderung nach Spanien unternommen haben. Insbesondere besingen Homer, Stesichorus und Anacreon des Hercules Thaten in Spanien und bekunden, daß er früher als die Phönizier dort war.

Es ist aber eben so wenig zweifelhaft, daß Hercules in Spanien gestorben; denn Mela erzählt, daß man hier seine Gebeine verehrt habe. Es steht also nichts mehr der Annahme entgegen, daß Hercules gelebt, daß er in Aegypten gelebt, und daß er von dort seine Großthaten und die Colonisation nach Spanien übergeführt hat. Das neuentdeckte Monument bestätigt diese Annahme auf das Glänzendste. Die Unvollkommenheiten der Zeichnungen und Schriftzüge deuten aber auf das hohe Alter derselben und selbst, wenn man annehmen wollte, daß der Marmorsarkophag nicht ursprünglich ägyptisch, sondern von den Phöniziern oder von den Römern angefertigt wäre, so würden doch obige Behauptungen darin nur einige Bestätigung finden, indem man in der Nachahmung der ägyptischen Gottheiten und Zeichen und ihrer Verbindung mit dem Leben und den Thaten des Herkules doch ein Zeugniß dafür abgelegt hätte, daß man diese für geschichtlich unzweifelhaft gehalten. Da ich übrigens auch annehme, daß sich eine Mumie in dem Sarkophage befunden, und nur die Aegyptier ihre Todten einbalsamirt haben, so wird hierdurch nicht allein die Behauptung von der Anwesenheit des ägyptischen Hercules in Spanien, sondern auch die Vermuthung, daß das neu entdeckte Monument die Gebeine jenes ägyptischen Hercules geborgen habe, bis zu einem an Gewißheit gränzenden Grad von Wahrscheinlichkeit bestätigt.

Die gegen das Ende des Jahres 1851 in der Nähe des Fundortes des Sarkophages zu Tage geförderten, jetzt in meinem Besitz befindlichen Gegenstände; zwei Thonvasen mit Asche, ein Amulet mit Hieroglyphen, ein ägyptisches Idol, und ein eiserner Ring mit Scarabäenschrift und

Thierzeichen in erhabener Arbeit — unterstützen meine Voraussetzung.

Wenn man nun endlich erwägt, daß die Phönizier, als sie nach Spanien kamen, dort schon einen hohen Grad von Cultur vorfanden; wie denn auch Strabo sagt, daß die Ureinwohner Spaniens schon 6000 Jahr vor seiner Zeit die Schriftsprache kannten —

wenn man ferner bedenkt, daß die Phönicier bei ihrer Ankunft in Spanien schon die Hieroglyphenschrift gegen ihr Alphabet vertauscht hatten, was aus den phönizischen Münzen jener Zeit hervorgeht —

daß mithin die Hieroglyphen des Hercules-Sarkophages auf eine bei weitem ältere Zeit hindeuten —

wenn endlich die Darstellungen des ägyptischen Cultus, denselben in der ursprünglich reinen, unverfälschten Gestalt (Teogonia primitiva, virgen y desnuda aun de la idolatria) uns vorführen, und insbesondere das Bild der Sündfluth uns vermuthen läßt, daß dieselbe nicht gar fern hinter der Entstehung des Monumentes gelegen —

so glaube ich, Beweismittel genug angeführt zu haben, welche für meine Ansicht sprechen, daß der, unter den römischen und celtiberischen Steinplatten, unter langjährigen Alluvionen vergraben gewesene ägyptische Sarg, der frühesten Zeit, der ägyptischen Colonisation und dem Hercules als Führer derselben angehört habe, —

nicht minder:

daß dadurch der Beweis der ägyptischen Colonisation und Civilisation Spaniens, durch den ägyptischen Hercules in der Zeit von 1500 bis 2000 vor Christo geführt sein dürfte.

Bis hierher Herr Buenaventura Hernandez.

Die Königliche Akademie der Geschichte im Interesse der historischen Wichtigkeit jener Entdeckung hat durch das Staatsministerium ein Königliches Decret extrahirt, inhalts dessen der Provinzial-Gouverneur angewiesen ward, durch Vernehmung der betheiligten Personen das thatsächliche über die Zeit, den Ort und die Art und Weise der Auffindung festzustellen, und in jeder Beziehung dazu beizutragen, die Nachforschungen ungestört fortsetzen, das etwa noch Vorhandene auffinden und erhalten zu können, und überhaupt der Entdeckung jegliche Unterstützung angedeihen zu lassen. Diese Verfügungen datiren aus dem August 1851, die protokollarischen Zeugenvernehmungen haben statt gefunden und der Inhalt derselben bestätigt die obigen Angaben über die Auffindung.

Ich für meine Person habe, sobald ich Kenntniß von der Sache erhalten, den Wunsch gehabt, von dieser Entdeckung die Königliche Akademie der Wissenschaften in Berlin in Kenntniß zu setzen. Vorher aber habe ich mich, zur eigenen Belehrung und zur Beseitigung einiger bescheidenen unvorgreiflichen Bedenken mit einigen Gelehrten in Verbindung gesetzt. Um sogleich an die beste Quelle mich zu wenden, habe ich mich an meinen Freund, den Dr. Heinrich Brugsch in Berlin gewandt, dessen seltenes Talent, und dessen außergewöhnliche und gediegene Leistungen im Gebiete der ägyptischen Alterthümer und Geschichte die gerechte Würdigung und Anerkennung in den weitesten und höchsten Kreisen gefunden haben. Demnächst habe ich die Unterstützung des Herrn Professors Movers in Breslau in Anspruch genommen, des größesten Kenners und

der ersten Autorität für phönizisch-lybische Denkmäler, denn für ein solches hielt ich jenes Monument.

Endlich ermächtigte ich den Dr. Brugsch, den Mitgliedern des archäologischen Vereins in Berlin eine vorläufige Mittheilung der Entdeckung unter Vorlegung der Zeichnungen zu machen.

Die Preußische Adler-Zeitung vom 5. Februar 1852 enthielt nachstehendes Referat:

„In der Sitzung der archäologischen Gesellschaft vom 3. Februar d. J. überbrachte der Dr. H. Brugsch, als Gast anwesend, der Gesellschaft archäologische Mittheilungen des Königl. Generals-Consuls in Spanien, Herrn von Minutoli, über den angeblich bei Tarragona unterhalb römischer Ruinen erfolgten Fund eines uralten, aber dennoch mit buntem Figurengewimmel phantastisch bemalten Marmorsarges. Als Gegenstand jener roh abentheuerlichen Malerei, die in einer Reihe lithographischer Blätter silhouettenartig ausgeführt vorlag, gaben zunächst nur ägyptische Reminiscenzen sich kund, bis die gleichfalls mitgetheilte ausführliche Erklärung jenes Bilderkrames ein planmäßische Reise von Erlebnissen des phönizischen Hercules darlegte, dessen somit entdecktes Grab von nun an zum antiquarischen Stolz Tarragonas gereichen soll. Dem Herrn Hernandez, der vorerst auch als vermuthlicher Urheber des von ihm erklärten Originals sich betrachten läßt, war, wie man sieht, außer der phönizischen Herculessage auch die Kunstthätigkeit der Phönizier nicht fremd. Daher sind seine krausen Bilder im bunten Styl sogenannter phönizischer Vasenmalerei und wie auf glasirter Unterlage gefertigt worden. Die Archäologie gewinnt hierbei nichts, als die Kenntniß ihrer Zustände in

Spanien; diese jedoch zu schildern, konnte nichts treffender sein, als jenes Herculesgrab, durch welches ein spanischer Patriot Maltas und Korfus epigraphischen Ruhm im Gebiete der Kunstverfälschung zu überbieten gesucht hat."

Hat der Referent, welcher die archäologischen Zustände Spaniens sehr genau zu kennen scheint, in der Sache selbst Recht, so trifft ihn mindestens der Vorwurf allzugroßer Höflichkeit mit Unrecht, so wie er denn auch übersehen, daß der Besitzer des Monumentes sich viele Mühe gegeben hat, um den phönizischen Character desselben abzuleugnen. Herr Hernandez ist ein einfacher, aber als ehrenhaft in weiten Kreisen geachteter Mann, der neben seinen Berufsgeschäften dem Studium der älteren Geschichte mit einem Ernste und Eifer obliegt, welche volle Anerkennung verdient. In Betracht dessen hat die Königliche Academie der Geschichte denselben zu ihrem Mitgliede ernannt, und einen Commissarius nach Tarragona abgeordnet, um dort die Nachgrabungen unter dessen Aufsicht fortsetzen zu lassen.

Dem Herrn Hernandez habe ich von jenem Urtheile Nachricht gegeben, ihm anheimgestellt, die Beweise über die behauptete Aechtheit seiner Entdeckung zu führen und ihn aufgefordert, Einiges von den Fragmenten durch mich nach Berlin zu senden. Vorläufig hat derselbe dasjenige, was ich oben angeführt, schriftlich wiederholt und sich in Betreff der Entdeckung auf die Aussagen der gerichtlich vernommenen Zeugen, und mit Bezug auf die Erläuterung der Figuren auf die zur Begründung seiner Angaben angeführten Motive berufen.

Meine eigenen Zweifel an dem vorgeblichen Alter des

Monumentes sind durch den Dr. H. Brugsch und den Herrn Professor Movers bestätigt worden, und indem ich mich auf dasjenige berufe, was mir in der betreffenden Correspondenz mit jenen beiden Gelehrten suppeditirt ist, werde ich eine Wiederlegung der Ansichten des Herrn Hernandez über das Monument und die Bedeutung der Figuren des Sarkophages, so wie über die angebliche Colonisation der Aegyptier durch den ägyptischen Hercules versuchen, wobei ich außer den in den Bibliotheken mir zugänglich gewesenen Werken den zweiten Theil des ausgezeichneten Buches des Herrn Professor Movers über das phönizische Alterthum benutzt habe, und mich auf den Inhalt desselben beziehen werde.

Von einer Falsification ist dagegen, meiner Ueberzeugung nach, in dem vorliegenden Falle in keiner Weise die Rede. Tarragona ist zu einer solchen geistig und materiell zu arm, und auch Herrn Buenaventura Hernandez halte ich, bei aller Anerkennung seines wissenschaftlichen Strebens und seiner erworbenen Kenntnisse — für nicht vorgebildet und geschickt genug dazu.

In wie weit die archäologische Gesellschaft in Berlin ihr diesfälliges Urtheil zu begründen vermag, oder es überhaupt der Mühe werth erachten dürfte, diesem Funde noch irgend eine fernere Aufmerksamkeit zu schenken, muß vorläufig abgewartet werden.

Es dürfte kaum darauf zu rechnen sein, da das oben angeführte Referat aus der Adlerzeitung nicht allein in der Gerhard'schen archäologischen Zeitung von 1852 Anz. Nr. 138 Seite 155 abgedruckt ist, sondern auch dieselbe

Zeitung von 1853 Anz. 49 Seite 278 nochmals den Fund für eine Täuschung und Mystification erklärt.

Alexander von Humboldt, mein würdiger Gönner, hat ein lebhaftes Interesse daran genommen. Auch ihm sind Zweifel und Widersprüche in den Zeichnungen und Schriftzeichen aufgefallen, die ihn zu der Ansicht führen, daß das Monument nicht der ältesten, sondern der Römerzeit, nach Einführung des Christenthums angehören möchte. Er hat jedoch mehrmals wiederholt, daß man sich in seinem Urtheile nicht übereilen dürfe, sondern forschen, prüfen, vergleichen und combiniren müsse, um zum Verständniß und zu einem möglichst richtigen Urtheil gelangen zu können.

Unter den Männern der Wissenschaft, deren Urtheil in der vorliegenden Angelegenheit berechtigt ist, mit in die Waagschale gelegt zu werden, zähle ich Herrn Professor L. Roß in Halle. Derselbe interessirt sich lebhaft für die Sache und ich fürchte, nicht die Discretion zu verletzen, wenn ich, ohne seine ausdrückliche Erlaubniß erbeten zu haben, einen kurzen Auszug aus seinem an mich gerichteten Brief gebe.

Herr Professor Roß sagt:

„Die Thatsache scheint mir für die alte Ethnographie von der höchsten Bedeutung, daß in einer unbestimmten früheren Zeit ägyptische Kultur an die Küsten Spaniens hinüber getragen worden, sei es durch Aegyptier selbst, sei es durch eine von ägyptischer Bildung ganz durchdrungene lybisch-phönizische Bevölkerung. Ich meine aber, es ist bei so überraschenden Thatsachen, welche ganz neue Einblicke in den culturgeschichtlichen Zusammenhang des alten Völkerlebens eröffnen, vor der Hand nichts zu machen, als eben

die Thatsache unbefangen hinzunehmen, sie so genau und vollständig wie möglich festzustellen und abzuwarten, welche weitere Aufschlüsse neue Entdeckungen bringen mögen; denn wenn man solche vereinzelte Erscheinungen gleich befriedigend erklären will, so muß man nothwendig zu mehr oder minder gewagten Voraussetzungen seine Zuflucht nehmen und verrennt sich leicht selbst in einem Netz von Hypothesen. In dem Berichte des Herrn Hernandez vermisse ich noch zweierlei; einmal, genauere Angaben über die Natur der Vasenscherben, die er als theils etruskisch, theils iberisch bezeichnet und dann über die weiteren Resultate der Ausgrabung, die nach seinem Briefe noch weiter fortgesetzt sein soll."

Spätere Nachgrabungen im Jahre 1852 haben von den ursprünglich zum Sarkophage gehört habenden, jedoch von den Arbeitern über Seite geschafften Bruchstücken, noch vier zu Tage gefördert. Sie enthalten: das erste stellt auf der äußeren Seite einen Stier vor einem Altare stehend dar, auf welchem eine Flamme bemerkbar ist. Darüber befinden sich ähnliche Schriftzeichen, wie auf den früher beschriebenen Fragmenten. Stier und Altar sind mosaikartig aus bunten Marmorstücken zusammengesetzt, deren Farbe mit denjenigen übereinstimmt, wie sie in Spanien ausschließlich in den Marmorbrüchen bei Tarragona vorkommen. Die innere Fläche zeigt einen Zug von Männern, welche auf einer Bahre den Hercules als Sieger tragen. Letzterer hält einen Zweig in der Hand. Hinter ihm steht eine Ruine und dann folgen seine pelzbekleideten Krieger mit abgeschnittenen Köpfen auf den Speeren.

Das zweite Bruchstück zeigt auf der äußeren Seite

fliegende Vögel; auf der inneren zwei Männer, welche mächtige Felsblöcke tragen.

Das dritte, auf der äußeren Seite Wellen, aus welchen die Köpfe eines Menschen und eines Stieres und die Krone eines Palmbaumes herausschauen. In der Luft sieht man Vögel, Blitze und Funken oder Tropfen. Das ganze scheint die Sündfluth vorzustellen. Die innere Seite zeigt den Hercules, über einem nackten weißen Leichnam stehend, dessen Kopf er in der Hand hält. Vor ihm ein Stier, eine Weinrebe und ein Hase.

Das vierte Fragment zeigt auf der Außenseite eine allegorische Darstellung der Generation und im innern einen Baum, von welchem Affen Früchte herabholen. (Vielleicht die Affen des Felsens von Gibraltar.)

Außerdem hat man iberische Münzen und Scherben von Thongefäßen mit Stempeln von iberischen Schriftzeichen und ein Gefäß mit dem schon oben erwähnten Katzenskelett ausgegraben.

Die weiteren Nachgrabungen wurden unter Aufsicht des von der Akademie der Geschichte nach Tarragona entsendeten gelehrten Herrn Antonio Delgado in Gegenwart vieler Beamten und Alterthumsfreunde veranlaßt. Sie förderten römische Wandmalereien und Fußböden, darunter Erdeschichten und demnächst Steinfragmente mit ausschließlich ägyptischen Zeichnungen und Schriftzeichen bedeckt. Der größte dieser Steine hat zweifelsohne eine Thürschwelle gebildet, und man unterscheidet darauf eine kreisförmige ausgeschliffene Rinne, als ob ein schwerer Gegenstand (eine in der Angel sich bewegende Thür) sich oft darüber fortbewegt hätte. Man gelangte endlich in großer Tiefe auf ein

brückenartig gemauertes niederes Gewölbe, mit zwei Nischen. Unfern davon fand man ein Bruchstück, dessen Zeichnungen, Sonne, Crocodil und dessen umgebende Schriftzeichen wieder an die Darstellungen des Hercules-Sarkophages erinnerten.

Von den Endresultaten der Nachgrabungen bin ich nicht unterrichtet und mögen solche späteren Mittheilungen vorbehalten bleiben, um der Wissenschaft Gelegenheit zu geben, ihre Forschungen weiter zu begründen. Die Wissenschaft gehört der ganzen civilisirten Welt und die unmittelbar und mittelbar dazu Berufenen mögen beitragen, ein Jeder nach seinen Kräften zur geschichtlichen Aufklärung des Dunkels, zur wissenschaftlichen Beleuchtung und zur Feststellung der Aechtheit des Gegenstandes. Es kann sich dabei nur um die Sache handeln, nicht um Personen. Die hierunter folgenden Zweifel, Widersprüche und Widerlegungen sind auch nur in diesem Sinne aufzufassen, sie können eben so wenig beleidigen, als den Gegner zwingen, seine Ueberzeugung anders als gegen eine bessere Ueberzeugung aufzugeben.

Herr Buenaventura Hernandez stellt als das Wichtigste, was er aus dem besagten Funde entnommen, eine interessante und neue Theorie auf, indem er annimmt:

Daß die erste Colonisation und Civilisation Spaniens von Aegypten ausgegangen sei und daß dieselbe zwischen 1500 und 2000 vor Christo stattgefunden habe.

Er beruft sich zur Begründung dieser Hypothese auf das Alter des Sarkophags, den er für ägyptisch und jener Zeit angehörig, so wie auf die Symbole und Darstellungen, die er für Darstellungen des ägyptischen Hercules und des reinsten ägyptischen primitiven Cultus hält, so wie endlich auf die alten Classiker. Er vermuthet, daß eine Mumie in dem Sarkophage gelegen, und daß dies der Körper des Hercules selbst gewesen sei.

Der Schreiber dieses dagegen ist der Ansicht, daß die erste Colonisation und Civilisation Spaniens von Tyrus etwa um das Jahr 1100 vor Christo durch den lybisch-phönizischen Hercules ausgegangen sei; er findet, ohne sich vorerst über das muthmaßliche Alter des Sarkophages auszulassen, die Bestätigung seiner Annahme in den Darstellungen desselben, welche sich eben auf den lybisch-phönizischen Hercules beziehen, so wie in den Schriften derjenigen, von dem Herrn Hernandez selbst citirten Autoren. Insbesondere sind Strabo, Pausanias, Varro und Pomponius Mela seine Gewährsmänner.

Es sei mir gestattet, die Colonisationen in der alten Geschichte, ihren Charakter, ihre Motive und die Art ihrer Ausführung mit besonderer Berücksichtigung der von Tyrus ausgegangenen, nach dem Westen Europas gerichteten Colonisationen zu besprechen. Ich werde den vorhandenen geschichtlichen Quellen folgend die Gründe für meine Ansicht zusammenfassen, und in dem größeren oder geringeren Gewichte derselben wird die Bedeutung der Kritik der Ansicht des Herrn Hernandez gewinnen oder verlieren; daran mögen denn die vereinzelten Momente sich schließen, deren Aufführung schon jetzt die Sache zersplittern und eine ein-

fache und klare Anschauung derselben erschweren würde. Da ich, wie bereits erwähnt, dasjenige, was Herr Professor Movers über die Colonisationen der Alten geschrieben, für das Beste und Vollständigste halte, was ich kenne, und dasselbe fleißig benutzt habe, so kann ich meinen Lesern nur empfehlen, in dem citirten Werke Ausführlicheres selbst nachzulesen.

Der Charakter der phönizischen Colonien war ein sehr mannigfaltiger. Einige befanden sich in den Binnenländern an den großen Heer- und Handelsstraßen, andere auf den Küsten und Inseln, an denen sich die Seestraßen hinzogen. Während einige große Küstenstriche und weite Ländergebiete umfaßten, beschränkten sich andere auf den kleinen Raum einer unfruchtbaren Insel in der Nähe des Continents oder auf ein schmales Plätzchen auf einem Vorgebirge oder einer, zum Handel mit den Eingebornen geeigneten Küste. Verschieden waren die Colonien der älteren Zeit in den östlicheren und mittleren Gegenden des mittelländischen Meeres von denen, welche in die Blüthezeit des tyrischen Handels fallen und fast ausschließlich den Westländern Europas und Afrikas angehören. Colonien endlich, welche vom Staate ausgingen, sind anders zu beurtheilen, als diejenigen, welche aus Privatunternehmungen veranlaßt wurden, und beide konnten verschieden sein, je nach der Veranlassung, dem Zweck und der Ausführung.

Von keinem Lande der alten Welt sind so viele Colonien ausgegangen als von Phönicien. Die von Tyrus gegründeten Colonialstädte waren fast über die ganze damals bekannte Welt verbreitet;

Curt. IV. 4. 20.

Als Phönicien schon Jahrhunderte hindurch keine Colonien mehr ausgesandt hatte, als Karthago längst in Trümmern lag, hatten Phönicier noch den besten Theil Afrikas und Europas inne.

Strabo XVII. 3. 15.

Die Ursachen oder Veranlassungen zu diesen häufigen phönizischen Auswanderungen lagen in den politischen, socialen, mercantilen und localen Verhältnissen.

Seneca consol. ad Helv. c. 6.

Zunächst war es die Uebervölkerung Phöniciens, welche Auswanderungen nothwendig machte. Der Handel der östlichen und westlichen Welt concentrirte sich in diesem schmalen Küstenlande und häufte dort eine zahlreiche Bevölkerung, angelockt, durch leichten Erwerb und Gewinn. Der Staat sandte deshalb, um den politischen und socialen Uebelständen der Anhäufung einer unverhältnißmäßig großen und überflüssigen Menschenmenge zu entgehen, von Zeit zu Zeit Colonieen aus.

Curt. IV. 4. 20. Tertullian. de anima c. 30. — Justin XVIII. 4.

Dies Loos traf hauptsächlich die besitzlose unberechtigte Mittelklasse, ein für die phönizische aristokratische Staatsform gefährliches Element. Das Hauptstreben aller oligarchischen Regierungen, welche sich in ähnlichen Verhältnissen befanden, mußte gleichzeitig darauf gerichtet sein, jene, für die politische Ordnung gefahrdrohende Menge unschädlich zu machen, und sie zum Nutzen des Staates zu verwenden. Man sandte sie in die Colonien, wo sie zu einer politischen Stellung gelangte, welche ihr in der Heimath versagt war. Diese Maßregel entsprach den Interessen

Aller, denn sie gewährte den Einen die gewünschten Ansprüche, sicherte die oligarchischen Interessen der Anderen, und war für den Staat von den heilbringendsten Folgen.

Ein anderer sehr nahe liegender Grund zu den häufigen phönizischen Auswanderungen lag in dem unruhigen, zu politischen Streithändeln geneigten Character der Phönizier. Wir kennen die Herrschsucht und die Härte der größeren Staaten gegen die unterworfenen Schutz- und Bundesstädte; die Eifersucht der großen Staaten gegen einander, und in den einzelnen Staaten noch größere Mißverhältnisse unter den verschiedenen Classen der Bevölkerung, aus denen namentlich im tyrischen Staate jene politischen Streithändel, Sclavenaufstände, Königsmorde, Wechsel der Regierungsformen entstanden, von denen die Reste der Geschichte von Tyrus handeln. Solche Wirrwarrs wurden im Alterthum Hauptveranlassung zu Auswanderungen und zu Stiftungen von Colonien. Die unterdrückte Partei entzog sich entweder freiwillig durch Flucht der Tyrannei ihrer politischen Gegner, oder wurde von diesen zur Auswanderung gedrängt. So gründeten flüchtige Sidonier einen neuen Staat in Aradus.

Strabo XVI. 2. 13.

So wurden Großkoptis und Karthago durch politische Flüchtlinge gestiftet.

Sallust Jugurth. 78.

Anfangs gingen solche Auswanderungen mehr von dem Plebs aus, indem sich die große Masse gern den herrschsüchtigen Zwecken kühner Partheigänger hingab; später als der tyrische Staat sich mehr zur Demokratie neigte, waren es die sidonischen Geschlechter, welche sich vom Mutterlande

lossagten und sich nach Karthago zogen, wo die Aristokratie sich neu befestigt hatte.

Drittens sind es die Völkerbewegungen in Vorderasien und die Kriege mit den Nachbarstaaten, welche in Betracht gezogen werden müssen. In älterer Zeit bis zum zwölften Jahrhundert war Palästina durch viele und lange Kriege aufs Tiefste erschüttert. Schon vor der israelitischen Zeit waren palästinische Stämme über die Landesküste hinaus auf die Inseln und benachbarten Meeresküsten verdrängt. Die Israeliten trieben die Cananiter hinaus; demnächst besetzten die Philistäer den ganzen südlichen Küstenstrich und drängten die Sidonier nach Inseltyrus. Seit dem achten Jahrhunderte waren es die Kriege mit den Assyriern, Chaldäern und Aegyptern, welche massenhafte Auswanderungen zur Folge hatten, und bis zur macedonischen Zeit zogen sich diese hin, wo die Tyrier bei der Belagerung durch Alexander den Großen ihre Frauen und Kinder nach Karthago in Sicherheit brachten.

Curtius IV., 3. 20.

Viertens wirkten Erdbeben, Mißwachs, Hungersnoth und Pest, welche in jenen Ländern häufig auftraten, auch auf die Auswanderungslust der Phönizier.

Hauptsächlich aber waren es die Leichtigkeit, mit welcher die Uebersiedelungen zu Stande kamen, und der Vortheil, der sich dem unternehmungslustigen Volke in Aussicht stellte — welche die vielen Auswanderungen erklärlich machten.

Grundbesitz, welcher an die Heimath fesselte, besaßen nur Wenige. Anhänglichkeit an das heimathliche Geburtsland fand weniger bei den Phöniziern statt, welche durch

Handelsreisen von Jugend auf an den Aufenthalt in fremden Ländern gewöhnt waren. Schiffe, welche Auswanderungslustige in Colonialländer führen konnten, waren jederzeit in den Häfen.

Das Zeitalter der tyrischen Colonien umfaßt etwa 400 Jahre, von 1100 bis 800 v. Chr.

Man muß jedoch hierbei nicht unberücksichtigt lassen, daß Tyrus als Metropole des volkreichen Phöniziens und andrer abhängigen Ländergebiete colonisirte; daß phönizische Colonien meistentheils nicht unmittelbar von Phöniziern, sondern von phönizischen Colonialstädten ausgingen, daß aber besonders andere Völker Asiens, Europas und Afrikas bei den phönizischen Colonien betheiligt waren.

Auf den Ruf einer beabsichtigten Auswanderung strömten Fremde von nah und fern zusammen. Zunächst mußte für die erforderliche Zahl von Bürgern gesorgt werden, welche meistentheils bedeutend war, weil bei der Gründung der Colonie zugleich ein ganz neues Staatswesen gegründet ward.

Da man bei neuen Colonien meistentheils auf Feindseligkeiten stieß, entweder Seitens der Eingebornen, oder der Nachbarcolonisten, so war eine große Zahl wehrhafter Männer ein Bedürfniß.

Die Erbauung der Tempel, Heiligthümer und Privatwohnungen nahm viele Arbeitskräfte in Anspruch; es durfte also an einer zahlreichen, arbeitsfähigen und arbeitslustigen, kräftigen Begleitung nicht fehlen. Daß die bis in die römische Zeit fortdauernden Tempel der phönizischen Colonien schon bei der ersten Gründung derselben errichtet waren, sagt mit Bezug auf Gades

Sil. Ital. III., 18. 20.

Strabo III., 5. 5.

wonach die Baukosten des Herkulestempels daselbst auf den Säulen im Tempel verzeichnet waren.

Die aus der Bürgerschaft des Mutterlandes auserlesene jüngere Mannschaft bildete in den zu gründenden Colonien gewöhnlich die erste Volksabtheilung.

Herodot IV. 161.

Daran schloß sich die Plebs des Mutterlandes, welche in der neuen Colonie mit bürgerlichen Rechten bedacht wurde.

Den dritten, bei Weitem größten Theil bildete der große Haufen der Fremden, welche aus verschiedenen Ländern zusammengeströmt waren.

Diodor XII., 59. V. 80, 81. — Pausan. VII. 22.

Strabo XIV., 1, 3. — Herod. IV., 159, 161.

Thucyd. VI., 5, 17.

Es betheiligten sich bei den tyrischen Colonisationen:

1) Asiatische — besonders cananitische Stämme — Araber, Medier und Perser, und Juden — welcher verschiedentlich gedacht wird, daß sie nach Tartessus entflohen wären.

2) Karier, das berühmte See- und Söldnervolk, welche gleichzeitig mit den Phöniziern auf den Inseln wohnten, und mit ihnen weiter zogen.

Thucyd. I., 8.

3) Griechen, welche man oft inmitten der phönizischen Colonien findet. Die Sagen von Teucer setzen die Verbindungen der Griechen auf Cypern mit Gades

voraus. In Gades zeigte man seinen Gürtel und opferte ihm.

Philostr. Vita Apollon. V., 5. V., 1. 4.

Im westlichen Spanien, im silberreichen Galläcien, wo frühzeitig phönizische Anlagen sich befanden, hat Teucer colonisirt.

Justin. XLIV. 3. 3. — Strabo. III. 4.

Die ältesten Ansiedelungen der Phönizier waren entweder Handelsniederlassungen, zum leichtern, schnellern und sichereren Betriebe des Handels, oder Anlagen für besondere, durch Localität begünstigte Zweige der Industrie.

Die ersteren wählten sich zunächst die kleinen Inseln in der Nähe der Küsten zu ihren Waarendepots, um sie dort zu sichern und leichter absetzen zu können, wie in der Nähe Spaniens die Balearen, Pytheusen.

Strabo XVII. 3, 15. II. 5, 30.

Die ursprünglich kleinen Colonialstädte erweiterten sich bald durch Hinzufügung einer Neustadt. Die Nothwendigkeit, durch Ackerbau, Garten- und Obstbaumzucht für ausreichende Lebensbedürfnisse zu sorgen, führte zu Gebietsstreitigkeiten mit den Landesbewohnern, mit deren Unterjochung erst der Bestand der Colonie gesichert war.

Die Phönizier bildeten einen durch kriegerischen Character ausgezeichneten Volksstamm.

Mela 1, 12.

Insbesondere waren die Tyrier tapfer

Chariton. Aphrodis. VII. 2.

sie nahmen fremde Länder zu Colonien mit Waffengewalt in Besitz.

Curtius IV., 4, 21.

Ihr Stammgott Baal oder Heracles war kein Handelsgott, sondern ein Kriegsgott, der mit seinen gemischten Heeren zur Eroberung von Colonialgebieten auszog, und dessen kriegerischen Heldenmuth die Tyrier nacheiferten.

Chariton Aphrodis. VII. 2.

Er hat das Schwert und den Krieg erfunden, oder was eben so viel sagen will, die Phönizier selbst haben zuerst Kriege geführt und die Werkzeuge des Krieges erfunden.

Plinius VII. 57.

Die Möglichkeit der langdauernden Herrschaft der Colonien über die Colonialländer erklärt sich nur durch die dabei beobachtete Politik. Sie bestand in Translocationen, Söldnerheeren und Sperrung der Colonien.

Die unbequemen Völkerstämme wurden vom heimischen Boden entfernt und deportirt. Von solchen großartigen Uebersiedelungen geben aus der Zeit der karthagischen Herrschaft die Maßregeln Hannos und Himilcos Beispiele, von denen der erstere 30000 Lybophönizier in andere Gegenden verpflanzte und Hannibal nach dem südlichen Spanien deren gleichfalls viele hinübersandte, während er Tartesser und Tengyer der Balearen nach Afrika versetzte.

Nur mit physischer Gewalt, mit starken Truppenbesatzungen konnten die verhaßten Colonisten sich auf die Dauer behaupten.

Prophet Jesaias 23, 10.

Die Söldnerheere der Tyrier bestanden aus verschiedenen Nationalitäten.

Prophet Ezechiel 27, 10, 11.

„Persien und Lut und Phut waren in Deinem Heere Deine Kriegsleute. Schild und Helm hingen sie in Dir auf. Sie bildeten Deinen Schmuck. Die Söhne von Aradus und Dein Heer waren auf Deinen Mauern ringsum; sie wachten auf Deinen Thürmen; ihre Schilde hingen sie an Deine Mauern ringsum."

Die Sperrung der Colonien, d. h. die ängstliche Sorge, daß Niemand anders mit denselben in Verkehr treten, oder durch dieselben ziehen könnte, machte eine Verwüstung der Länder ihrer Grenznachbaren, der Verminderung ihrer Städte und der Gefangennehmung deren Bewohner nothwendig.

Diodor. XVI. 8.

Das war namentlich mit den reichen Westländern der Fall, von denen sie alle Fremden fern zu halten wußten, wie denn beispielsweise die Griechen selbst den Namen von Tartessus erst zu einer Zeit kennen lernten, als die tyrischen Colonien dort bereits in Verfall gerathen waren. Die Phönizier tödteten selbst Fremde, die in ihre Colonien kamen, und daher sind die Mythen entstanden von Sirenen, schwimmenden Felsen, menschenfressenden Cyclopen &c. Daß die Phönizier in den westlichen Meeren die Schiffe der Fremden in den Grund bohrten und die Letzteren ersäuften, sagt selbst Strabo:

Strabo III., 5, 11.

Die inneren politischen und kirchlichen Verhältnisse der Colonien waren nach dem Musterbilde des Mutterstaates geregelt; religiöse Motive gingen mit den merkantilen und politischen Rücksichten Hand in Hand, und die Verherrlichung der Götter, deren Cultus und irdisches Reich durch

die Colonien verbreitet wurde, war oft ein Motiv der Gründung; wie Gades auf Befehl eines Orakels des Heracles zur Verbreitung seines Cultus gegründet, und die Stätte selbst von dem Gotte dazu angewiesen war.

Justin XLIV. 5.

Strabo III. 5. 5.

Tempel, Bilder, Symbole, Priesterwesen, und der ganze heilige Dienst mit Opfern, Haruspizien, Festen und Weihungen — waren streng nach der Norm geordnet, welche für den Cultus in der Heimath angeordnet war.

Priester und Wahrsager begleiteten deshalb die Auswanderer. Ihrer Fürsorge waren die Sacra anvertraut, deren Uebertragung aus dem Melkartstempel in Tyrus bei der Stiftung von tyrischen Colonien gemeldet wird und wobei man zunächst an die Symbole, das heilige Feuer, die Lade, die Götterbilder, und die heiligen Bücher zu denken hat —

XLIV. 5. 2.

Cum Gaditani a Tyro, unde et Carthaginiensibus origo est, Sacra Herculis, per quietem jussi, in Hispaniam transtulissent.

Bevor man zur Anlage von Colonien schritt, überzeugte man sich durch Opfer und Haruspizien, ob die Wahl des Ortes als zukünftiger Wohnsitz den Göttern angenehm sei, dabei waren Menschensühnopfer hergebracht.

I. Könige 16, 24.

Dann wurden zunächst die Tempel der Gottheiten und zwar mit einer Pracht und Solidität gebaut, daß sie Jahrhunderte überdauerten, wie Hercules (Melkarts) Tempel in Gades, Utica, Carthago. Ebenso dauerte der darin geübte

Cultus unverändert fort; in Gades über ein Jahrtausend der Herculeskult genau wie der Cultus dieses Gottes in Tyrus.

Diodor. V. 20. — Arrian. Anab. II. 6.
Justin. XLIV. 5. — Appian. VI. 2.

Auch die Rechtsverfassung ward vom Mutterlande auf die Colonien übertragen, wie namentlich in Gades im Gegensatz zum römischen Rechte die Poenorum jura galten, (die sidonisch tyrischen)

Cicero orat. p. Corn. Balbo c. 14.

Zu den politischen und religiösen Verbindungen mit dem Mutterlande gehörten die Festgesandtschaften aus allen Colonien nach Tyrus zum Feste des Melcart, seines größten Schutzgottes und die Zehnten, welche von allen Colonien entrichtet wurden, theils an den Oberpriester des Melcart, theils an die Regierung, welche letztere den Zehnten von der Kriegsbeute erhielt.

Den drei Zeiträumen der phönizischen Geschichte, in denen nach einander die größeren Königstädte als Hegemoniestädte hervortreten, zuerst in unverdenklicher Zeit die Städte des nördlichen Landes, Byblus und Berytus; sodann Sidon, zuletzt Tyrus entsprechen drei Mythenkreise, in denen die Götter dieser Staaten in derselben Reihenfolge erscheinen.

In ähnlicher Weise lassen sich drei Perioden der Colonialgeschichte mit drei entsprechenden Kreisen von Colonialmythen unterscheiden, in denen die Ausbreitungen des

phönizischen Volkes als Wanderungen der drei Schutzgötter der genannten Staaten dargestellt sind.

Zuerst wandert El oder Kronos, der älteste Landesbeherrscher Phöniziens, der Erbauer von Byblus und Berytus auf dem Erdkreise herum.

Ihm folgt die Göttin von Sidon, die mit dem Stierkopfe, dem Symbole ihrer Herrschaft auf dem Erdkreise umherirrende Astarte.

Im dritten Göttergeschlecht tritt der Gott von Tyrus, Melcart oder Heracles auf, erobert mit seinem Heere aus allerlei Völkern die westlichen Länder, wo Tyrus herrschte, gründet Städte und Heiligthümer, wo er Verehrung genoß, und cultivirt Völker und Länder, indem er phönizische Sitte und Religion einführt.

Der älteste dieser Mythenkreise war Gemeingut, nicht allein der Phönizier und Cananiter, sondern aller semitischen Völkerstämme; ihr Gott El oder Kronos war identisch mit Baal oder Bel.

Die Sagen von dem Verschwinden und der Flucht des Kronos in die Westländer sind unbestimmter, als die im zweiten Mythenkreise behandelten Wanderungen der Astarte — Isis. Die Flucht derselben nach Aegypten und vor Typhon nach Tyrus und Sidon; die Identität der gleichgebildeten argivischen Mondgöttin mit Io, der Tochter des Inachus, die Sagen der Entführung der Helena nach Aegypten, der Europa, nach Lycien, Creta, Thracien und Böotien; des Cadmus und der Harmonia und der Dido, Alle gingen von dem, den Griechen früh bekannt gewordenen Cultus einer „fremden Aphrodite" auf der Insel Pharos und in Memphis aus. Pharos lag am Eingang des Ha-

fens von Alexandrien, bei dem älteren Stapelplatz Tonis oder Rakotis, unfern der kanopischen Nilmündung, durch welche, bis zur Regierung des Psammetich, den fremden Schiffen der Zugang nach Aegypten allein gestattet war. Diese Insel war für die Phönizier sehr bedeutend.

Diodor I., 19. — Strabo XVII. 1.

Herod. II., 14. — Lucian Pseudomant. c. 5.

Die Mythen von jener Astarte treffen in der Sage des Verschwindens zur Zeit des abnehmenden Mondes zusammen, bei welcher Gelegenheit sie das Haupt einer Kuh oder Hörner aufgesetzt hätte.

Der dritte für den vorliegenden Gegenstand interessanteste und wichtigste Mythenkreis betrifft den Heereszug des tyrischen Hercules in die Westländer.

Die uns bekannten Mythen von des Hercules Fahrten nach den Westländern zerfallen in zwei Classen. In den Mythen der ersten Classe entspricht die Erscheinung des Hercules der griechischen Auffassung, indem er auf seinen Zügen in den Westen als Gottesheld auftritt, welcher ohne Begleitung Unholde und Götterfeinde bekämpft, denn den Jolaus kann man nicht als seinen Kampfgenossen betrachten. So besagen nicht allein die Mythen von Antäus, von Geryoneus, von den Hesperiden, vom Atlas — sondern auch diejenigen, in denen sich das phönizische Colorit noch getreuer erhalten hat, von der Erschlagung des Hercules durch Typhon, von seiner Wiedererweckung durch Jolaus (Jubal), von der Aufstellung der Säulen, von den Kämpfen mit den Titanen in Tartessus.

In den Sagen der zweiten Classe tritt er als Erobe-

rer auf, von Asien her mit allerlei Völkern heranziehend, mit denen er Städte und Länder colonisirt.

Dieser zweite Mythenkreis war den älteren Griechen unbekannt. Erst seit Alexanders des Großen Zeit, und demnächst nach den punischen Kriegen wider die Westländer, Iberien und die Balearen bekannt, wurden ihre Mythen volksthümlich.

Dieser Mythenkreis des Westens führt auf lybische und punische Quellen, mündliche und schriftliche zurück.

Hiempsal bei Sallust. Jugurth. c. 18.

Juba bei Plut. Sertor. c. 9. Megasthen. Frag. 22. — Alexander Polyhist. Fr. 7. — Varro bei Plinius H. N. III. 3. V. 8. Mela III., 10. — Solin. 25, 17.

Pausan. X, 17, 2. — Strabo I., 1, 4, p. 2; III. 2, 13, p. 157; III., 5, 5, p. 169; XVII. 3, 7, p. 828. — Diodor. III., 74, IV. 17, 18, 19; V. 15, 16, 17. Lio. epit. Lib. LX.

Serv. ad Aen. VII. 662.

Sallust ist der competenteste Beurtheiler. Als Propraetor in Numidien hatte er die beste Gelegenheit, sich mit der Landesgeschichte aus den Sagen und Geschichtswerken bekannt zu machen. Er hatte im Werke Hiempsals gelesen, daß in Nordafrika die Lybier, weiter südlich die Gätuler im rohen Naturzustande gewohnt und ihre Civilisation von Spanien aus durch asiatische Völker, Medier, Perser, erhalten hätten, welche, zu dem Heere des Hercules gehörend, nach dessen Tode sich aufgelöst hätten und nach Afrika übergesetzt wären. — Die Medier wurden Mauren ge-

nannt, die Perser Numiden, wegen der herumziehenden Lebensweise.

Jug. 17, 7. — 18, 3.

Exercitus ejus compositus ex variis gentibus.

Das Heer hatte Hercules nach Angabe Diodors in Creta zusammengezogen.

Diodor. IV., 19.

πολλοῦ δὴ πλήϑους ἀνϑρώπων ἐκ παντὸς ἔϑνους ἑκουσίως συστρατευόντος.

Die Perser waren nach Varro die ältesten Bewohner Spaniens; als Soldtruppen waren sie im Alterthume bekannt.

Plin. H. N. III., 3. In universam Hispaniam Varro pervenisse Iberos et Persas, et Phoenices, Celtasque et Poenos tradit. — Ezechiel 27, 10.

Auch Dorier sollen sich unter den Truppen des Hercules befunden haben.

Ammian. XV., 9, 3. Dorienses, antiquiorem sequutos Herculem, oceani locos inhabitare confines.

Strabo III., 4, 3; 2, 13.

In Hispalis hat Hercules Scythen zurückgelassen, welche Spales geheißen.

Roder. Tolet. de rebus Hisp. I. 5.

in Tyrassona, Tyrier und Ausonier.

Roder. Tolet. I. 5.

Hercules starb in Spanien.

Sallust. Iug. c. 18. In Hispania Hercules, sicuti Afri putant, interiit.

Arnob. adv. natt. I. 36. Tyrius Hercules in finibus sepultus Hispaniae.

Mela III., 6. — Strabo III., 5, 5. p. 170.

Hierauf geht die Angabe zurück, daß Hercules nach dem Siege über Antäus in Raserei gefallen und umgekommen sei.

Hercules hatte Wein und Oel überall cultivirt.

Diodor. IV., 18.

Dieser Colonialgott des Westens, Heracles, ist der tyrische Baal, in seiner Eigenschaft als Schutzgott von Tyrus und von dessen Colonien. Den Beweis giebt die Identität des Namens, des Cultus und der Mythe.

Was den Namen anbetrifft, so bezeichneten die Lybier ihren Hercules mit demselben Namen Sandon, den Baal in seinem speciellen Character als ἀρχηγέτης der Stadt Tyrus führte. Durch punische Inschriften steht fest, daß der aus den Classikern bekannte Name des lybischen Hercules Makar oder Makeris, nur eine andere Form des phönizischen Namens Malkar, Melkar oder Melkart, d. h. König der Stadt Tyrus ist.

Die Iberier nannten ihn als mythischen Landesbeherrscher mit demselben nur abgekürzten Namen Milichus d. h. König im politisch-theokratischen Sinne des Wortes.

Der lybische und tyrische Hercules ist derselbe. Er war angeblich in Gades gestorben, wo seine Reliquien gezeigt wurden, welche jenem Tempel den Ruf der Heiligkeit verliehen hatten.

Mela III., 6. Templum Aegyptii Herculis, conditoribus, religione, vetustate, opibus illustre,

Tyrii constituere, cur sanctum sit, ossa ibi sita efficiunt.

Die Sage von den Herculessäulen beweist gleichfalls die Identität des lybisch-iberisch-phönizischen Hercules. Zunächst gingen diese Sagen von dem Säulencultus des Baal-Heracles aus. Die Aufstellung wurde in Tyrus wie in den Westländern dem Heracles selbst beigelegt, nach der Ansicht im Alterthum, daß Culte von den Göttern, denen sie galten, selbst gegründet seien.

Sanchon. p. 18. Lucian de Syria dea c. 16.

In Iberien waren an drei Orten die Baalssäulen vom Hercules errichtet; bei Sexti an der Küste Andalusiens, auf der Insel Onoba und in Gades.

Strabo III., 5, 5.

In Gades glaubte man aber, daß die eigentlichen zu Welt und Himmelssäulen umgedeuteten Symbole gestanden hätten.

Strabo III., 5, 5.

οἱ πλεῖστοι τῶν Ἑλλήνων περὶ τὸν πορθμὸν ἀποφαίνουσι τὰς Στήλας, οἱ δὲ Ἴβηρες καὶ Λίβυες ἐν Γαδείροις εἶναι φάσιν.

Die Griechen hielten den Herculescult theils für ägyptisch

Mela III., 6. Sil. Ital. III.., 25. Philostr. Vita Apollon. V, 5.

theils für phönizisch, theils für hellenisch.

Diod. V., 20. Arrian. Anab. II., 16. Justin 44, 5. Appian. VI. 2.

Philostr. Vita Apollon. V., 5. Sil., 3, 32.

Daraus haben mehrere ihrer Schriftsteller angenom-

men, es wären 3 Hercules in Spanien gewesen, erst der ägyptische, dann der phönizische und zuletzt der griechische Alcide. Klearch erzählt in einer Deutung eines griechischen Sprüchwortes, der erste sei der Herakles Briareus, der zweite der tyrische Hercules gewesen.

Zenobius V. 48. οὗτος ἄλλος Ἡρακλῆς ꝛc.

Nach Diodor war der erste Hercules der ägyptische, der einen Theil der Welt mit den Waffen erobert, der zweite aus Creta ein großer Feldherr gewesen.

Jener Briareus des Klearch entspricht dem ägyptischen Hercules des Diodor, beide haben den Kampf für die Götter gegen die Titanen (Giganten) gekämpft.

Diodor III. 74. Pausanias X. 17. 2. 13. 8.
Diodor I. 24. Macrob. Saturn. I. 20.

Jenen Kampf setzt die phönizische Mythe nach Tartessus.

Justin. XLIV. 41. Saltus Tartessiorum.

Die Säulen des Briareus oder Säulen des Aegeon sind aber die Säulen des Hercules.

Aristoteles (Aelian V. H. V. 3.) Euphorion und Parthenius — Hesych: Βριαρέοι Στῆλαι.
Säulen des Aegeon. Fragment der Titanomachie.
Schol. ad Pind. nem. III. 37.

Auf die Identität dieser 3 Hercules-Gottheiten deutet schon Pausanias,

Pausanias X. 17. 2. X. 13. 8.
πρῶτοι δὲ διαβῆναι etc.

und dieselbe muß als unzweifelhaft angenommen werden; nicht minder, daß dieser Hercules der tyrische Gott war; man nannte ihn selbst, wie schon angeführt, Melkar, Mel-

kart oder Makar, König der Stadt, und man beobachtete den tyrischen Cultus und bewies dadurch, daß man in einem Colonialverhältniß zu Tyrus gestanden hatte.

Der Hercules der Aegypter hatte mit dem der Phönicier und Griechen nichts als die solare Natur gemein. Die Kämpfe, die Löwenhaut des Helden sind der ägyptischen Theologie ganz unbekannt, wie Herodot im II. Buche Cap. 47. mit folgenden Worten sagt:

„Ueber Heracles hörte ich die Behauptung, daß er unter den 12 Göttern sei, doch über den andern Heracles, welchen die Hellenen kennen, konnte ich nirgends in Aegypten etwas erfahren."

Die älteste Geschichte von Spanien zerfällt nach dem übereinstimmenden Urtheil von Varro und Strabo in vier Zeitabschnitte.

1. Die Ansiedelungen der Cananiter, Perser, Libyer und andrer Wandervölker, muthmaßlich von einzelnen Phöniziern begleitet, durch den lybisch phönizischen Hercules aus Africa geführt, bis gegen 1100.

2. Die phönizischen und tyrischen Colonisationen von 1100 — 700.

3. Die Herrschaft der aus Gallien eingewanderten Celten 700 — 500.

4. Die Herrschaft der Karthager im südwestlichen Spanien seit 500, an der Ostküste seit 228 v. Chr.

Strab. III. 4. 5.

Plin. H. N. 3. 3.

Strabos Urtheile stützten sich auf das Zeugniß des mit den phönizischen Quellen sehr vertrauten Posidonius.

Kurze Zeit nach dem trojanischen Krieg läßt er die Phönicier bis jenseits der Säulen des Hercules vordringen und dort in Iberien wie an der afrikanischen Küste Städte gründen.

III. 3. 14. (147.)

Mela 1. 6.

Mela war in Spanien geboren, in Tingitera, einer phönizischen Colonie, er war gewiß gut unterrichtet.

Daß Gades die älteste Ansiedelung jenseits der Säulen war, sagt Diodor.

Vellejus setzt die Gründung von Gades durch die Tyrier um die Zeit, wo Megara erbaut wurde, kurz nach dem Einfall der Heracliden in den Peloponnes. Nach seiner Berechnung um das Jahr 1100.

Die Aussendung der Tyrier nach den Säulen des Hercules beruhte auf einem Traume oder einer Prophezeiung. Sie fuhren dreimal dorthin, kehrten zweimal zurück, da die Opfer ungünstig ausfielen. Das drittemal endlich setzten sie sich in Gades fest, wo jedoch schon früher eine Niederlassung stattgefunden hatte.

Sie benutzten die Zwietracht der einzelnen Stämme der Landesbewohner und bemächtigten sich nach und nach des größeren Theiles von Spanien und der benachbarten Inseln.

Die Colonisationen der beiden ersten Zeitabschnitte, wiewohl sie gewiß unmittelbar auf einander folgten, darf man nicht verwechseln. Hercules hat den Colonialcultus

mit seiner Expedition in Iberien eingeführt, ohne daß dieselbe, wie die von 1100 ab in Bewegung gesetzten Colonien unmittelbar von Tyrus ausgegangen wäre, wie denn die letzteren auch keine lybischen Elemente in sich aufgenommen hatten.

Diodor. V. 20.

Es muß angenommen werden, daß damals von der Hercules Expedition nicht allein das älteste Gades, sondern auch die Ostküste Spaniens besetzt und colonisirt wurde, wie es mit den gegenüberliegenden Inseln der Fall war.

Insbesondere spricht Avienus von ehemaligen Städten in der Provinz Tarracon.

Karteja wird hierzu gerechnet, welche vorher den Namen Heraclea geführt hatte, später Malkartija genannt ward.

Strabo III. 1. 7. (632.)

Ueber den Ebro hinaus reichen lybophönizische Städte, Flüsse und Ortsnamen, Stiftungen des Hercules, phönizischer Cultus tief in das Binnenland hinein.

Eine solche Uebereinstimmung ist in der Regel ein Beweis des historischen Zusammenhanges der Bewohner, denn sie beruht auf Gleichheit der Sprache und auf Colonialverhältnissen. Es waren die Städte Alt-Kartajo im Gebiete der Olkober — Barcino (Barcelona), Alone mit der Insel Alonis — Saguntum, — Kartalias.

Sil. Ital. 273.

Strabo III. 4.

Livius XXI. 7.

Thiar — Libisosona — Certinia — Hippo — Salduba —

Nördlich vom Ebro fanden sich die lybischen Flußna-

men Subi oder Subur — Salo — Rubricatus — und die Orte Tear (Julia.)

Plin. III. 4.

Theba, Baetulon (Badalone).

Plin. III. 4.

Ruscino.

Von hier ziehen sich diese lybisch-phönizischen Bezeichnungen an den Pyrenäen bis zum atlantischen Ocean hin.

Julia Libica, Hauptort der Serretaner noch im Mittelalter Castrum Libiae genannt.

Plin. III. 4.

Rodr. Toled. III. 5.

Libia bei den Antrigones — Leiva — Libunca bei den Callaikern.

Ptolm. II. 5. 171.

Terlusa, Succosa, Barbariana.

Nördlich bei dem Varduleon die Namen Gebala, Gebalaeca, Thiborium, Tabuca. Die Münzen von Osicerda (Offera) bei Zaragoza tragen das Symbol Lybiens den Elephanten, die von Ascua auf einer Seite den Elephanten, auf der andern den Hercules.

Auf den Münzen von Calagurris ist die Astarte im sidonisch-tyrischen Typus abgebildet.

Insbesondere erwähnen die mittelalterlichen Sagen, daß Hercules die Städte Tyrasona, Urgellum, Rubricate, Bracara, Numantia, Eleona, Corunia gestiftet habe.

Roder. Tolet. de reb. Hisp. I. 5.

Lybisch-phönizische Culte waren noch in jüngerer Zeit verbreitet; namentlich diejenigen des Hercules, der Aphrodite, des Vulcan und Kronos und der Gestirndienst.

Der Heraclescult fand sich auf den Inseln rings um Spanien — am Promontorium sacrum, auf Saltes bei Huelva, auf der gaditanischen Insel, auf den 2 Inseln an der Meerenge Scombracia (Islote).

Strab. III. 1. 138.

Dann in Gades, Sir (Mohil), Karteja, und in Baetica, in Asido, Callet, Searo, Carmo, Caura, Orippo, Carisa, Lastigi.

Der Kronoscult hält sich an den Vorgebirgen und auf den Inseln Promontorium saturni (Cabo de Palos Rus-Baal), Kronoshügel bei Karteja — Vorgebirge von Anas — Gades.

Polybius. X. 10. 11.

Avien. or. mar. 215.

Cicero de nat. deor. 3. 17. 44.

Der Cult des Vulcan, Hephaistos — Chusor phthals der Phönizier mit Zange und Kabirenhut in Malaga, Neu-Carthago, Oricerda — Ugia.

Der Cult der Aphrodite im südwestlichen Spanien.

Der Gestirndienst im südlichen Spanien ist nur von den lybophönizischen Ansiedelungen und insbesondere von den Lybiern in Iberien abzuleiten.

Die Phönizier verehrten zwar auch Gestirne unter ihren Göttern, allein der rein siderische Cult der Lybier ward erst in der spätesten Zeit bei ihnen heimisch. Dieser reine Gestirndienst in Iberien ist als ein Element des lybischen Cultus zu betrachten.

Es herrschte derselbe in Spanien auf den Inseln, Vorgebirgen und Küsten. Eine Insula lunae wird bei den Säulen genannt;

Avien I. 367.

eine Insula Noctilucae bei Maenaca Südspitze von Spanien.

Loc. cit. 429.

Promontorium Lunae bei Cintra in Lusitanien, ein anderes Promontorium Lunae bei Rosas.

Ptol. II. 5. 120.

Der Cult des Planeten Venus als Lux divina zu den Römerzeiten verehrt, fand sich an der Mündung des Baetis und in Südspanien verbreitet.

Die Sonne ist auf den Münzen von Gades und Malaca abgebildet, der Mond auf denen von Karteja; Sterne auf denen von Gades und Abdera, Acinippo, Asido, Laelia, Arla, Casbola, Ulia, Ililargis, Itucci, Ilipi, Osco, Rosa, Amba, Sagunt, Saetabis, Nuode, Segobrigo, Olunda. Sonnencult herrschte aber noch in den Städten Asido, Acinippo, Astappa, Belon, Itucci, Obalco. Monddienst in Arua, Amba, Orippo, Ilipula, Castulo.

Nach dieser Darstellung dürfte angenommen werden

1. daß die älteste Colonisation Spaniens unter Anführung des Hercules, aus verschiedenen Völkerstämmen bestehend, über Africa statt gefunden;

2. daß dieser Hercules der lybisch-phönizische (Melkart) gewesen;

3. daß diese Colonisation den phönizischen Herculescult eingeführt, und

4. daß die Expedition um 1100 v. Ch. G. oder unmittelbar vorher stattgefunden habe.

Sind diese Voraussetzungen aus der, mit Stellen der Classiker belegten Darstellung als richtig zu betrachten, so bedarf es schlagenderer Beweismittel, als der von Herrn Hernandez angeführten, um seine Ansicht zu begründen,

daß die Colonisation von Aegypten ausgegangen,

daß der ägyptische Hercules sie geleitet,

daß sie den primitiven ägyptischen Cult eingeführt, und

daß sie zwischen 1500 bis 2000 Jahre vor Chr. Geburt stattgefunden habe.

Mindestens geht darüber nichts aus den von ihm angeführten Stellen der Classiker hervor, und was die Darstellungen auf den Bruchstücken des aufgefundenen Sarkophages anbetrifft, welche Herr Hernandez als Hauptbeweise für seine Annahmen betrachtet, so lassen sich leicht diejenigen Gegenstände bezeichnen, welche nicht allein nicht primitiv-ägyptisch sind, sondern sogar nichts mit der ägyptischen Theologie gemein haben, welche dagegen in Beziehung zu den lybischen oder lybisch-phönizischen politischen, religiösen oder Normal- und Colonisations-Verhältnissen stehen.

1. Der Elephant kommt auf keinem ägyptischen Monumente vor. Der Elephant ist das Symbol von Lybien, und erscheint auf der Münze von Ascua, welches von Lybo-Phöniziern angeblich gegründet ward. Der elephantenköpfige Gott ist erst viel später aus Indien her bekannt geworden.

2. Das Kameel kommt auf keinem ägyptischen Monumente vor; dies weist entschieden auf den Orient

(Münze von Ugia), denn in Africa kommen die Kameele erst seit Alexander dem Großen vor,

Curt. IV. 7. 12.

in Spanien aber erst in den Kriegen der Gothen.

Bibl. Max. Patt. Lugd. VIII, 1216.

3. Hercules, Hauptkriegsgott der Phönizier, kommt in dieser Darstellung und Tracht auf keinem ägyptischen Monumente vor.

4. Der Gestirndienst 11. 12. 6. ist lybisch und nicht ägyptisch.

5. Der Löwe ist ein lybisches Symbol und nicht ägyptisch.

6. Der Hephaistos mit Kabirenhut und Zange ist phönizisch und nicht ägyptisch.

7. Das heilige Feuer auf dem Altar und die Menschenopfer sind phönizisch und nicht ägyptisch.

8. Das Hirschopfer — der Göttin Tanit statt der Menschenopfer geweiht — ist assyrisch-phönizisch und nicht ägyptisch.

9. Die Lotosflöte von Seir oder Seirites, dem bocksgestalteten Satyr der lybischen und semitischen Mythologie erfunden, ist nichts weniger als ägyptisch,

Hesych. 1. 2. 472.

eben so wenig kennen die Aegypter

10. Den Zodiacus, welcher auf dem schmalen Felde den Hercules umgiebt.

11. Die geflügelten Wesen, die Herr Hernandez für Symbole der Unsterblichkeit hält, sind nicht in den ägyptischen Darstellungen bekannt, sondern den Begriff der Unsterblichkeit drückt der Sperber aus.

12. Die ägyptische Theologie kennt nicht die geflügelten Dämone, welche den todten auf der Löwenhaut ausgestreckten Hercules umgeben.

13. Der Apis der Aegypter war schwarz und nicht bunt, wie der phönizische Baal auf dem Mosaikbilde ist.

14. Eine Darstellung der Sündfluth findet sich auf keinem ägyptischen Monumente angedeutet.

15. Der Nil wird in der primitiven ägyptischen Bilderschrift nicht durch das Crocodil bezeichnet. In dieser Bezeichnung führt ihn erst die späteste christliche symbolisirende Zeit an. Bis dahin ist die Sycomore das Symbol des Nils.

16. Die Jahreseintheilung ist nicht ägyptisch, denn die Ueberschwemmung und Trockenzeit dauert vier und nicht neun Monate.

17. Die Männer, bekleidet mit Fellen, wie sie auf den Balearen und Canarien noch jetzt getragen werden, sind Lybier und deuten

Varro, de re rust. II. 11.

auf jene lybisch phönizische Hercules-Expedition.

18. Die Trachten der Perser oder Meder als Kriegsvölker (auf dem schmalen Bilde).

19. Die verschiedenen Physionomien der Auswanderer, welche auch auf Cananiter, selbst Juden schließen lassen,

20. Die karischen Schiffer, an ihren Mützen kenntlich,

21. Die schwarzen Antiochier als Lastträger — alle diese deuten auf die lybisch-phönizische, und durchaus nicht auf eine ägyptische Colonisation.

Ich muß gestehen, daß ich in den Darstellungen ganz

und gar nichts wahrgenommen habe, was auf den primitiven ägyptischen Cultus hindeutet, und nicht mindestens gleichzeitig oder vorzugsweise auf den lybisch-phönizischen, oder gnostischen, nachchristlichen Cult bezogen werden konnte, oder in Uebereinstimmung mit dem oben Gesagten bezogen werden mußte.

Die Darstellung des Typhon, welcher übrigens auch eine phönizische Gottheit ist, No. 1. und 7., wird nicht ausreichen, des Herrn Hernandez Ansicht zu bekräftigen, welcher die Sammlungen ägyptischer Schätze aller Jahrhunderte in den Museen zu London, Paris, Berlin, Florenz und den Kupferwerken über ägyptische Alterthümer ꝛc. ganz entschieden widersprechen. Die Ansicht endlich, daß die Darstellung der Sündfluth beweise, daß das Monument uralt sei, und einer der Sündfluth nahegelegenen Zeit angehöre, dürfte wohl mit Stillschweigen zu übergehen sein.

Da ich vermuthe, daß Herr Hernandez in seiner Behauptung besonders durch die ägyptischen Hieroglyphen und den ägyptischen Charakter einiger Darstellungen und Trachten bestärkt ist, indem er beispielsweise annimmt, daß das Crocodil den Nil repräsentirt, und sich von dort, also von Aegypten aus, die Expedition unter der Anführung des Hercules gleichzeitig zu Lande und zu Wasser auf den Weg gemacht habe — so bemerke ich mit Bezug hierauf Nachstehendes zur Ergänzung dessen, was ich über die phönizische Colonialgeschichte und Cult angeführt habe.

Die ersten Wanderzüge der semitischen Stämme nach Westen zu, gingen allerdings schon 1500 v. Chr. theils von Arabern, theils von den aramanischen Hochländern aus, gegen die Küsten des mittelländischen Meeres zu, nach Norden längs der syrischen und kleinasiatischen Küste, südlich längs dem palästinischen Gestade nach Aegypten. Diese Wanderungen, von ganzen Volksstämmen ausgeführt, haben mit den Colonien im Interesse des Handels und der Industrie nichts gemein. Ich muß aber noch von Aegypten reden.

In südlicher Richtung zog sich längs den Gestaden von Palästina eine Reihe von phönizischen Handelsniederlassungen hin, die sich in weiterer Richtung bis nach Unterägypten zu den beiden Busen des erythräischen Meeres verfolgen lassen. Der phönizische Handel nach Aegypten und Arabien war stets sehr lebhaft gewesen. Die Schifffahrt an dieser Küste war bei dem Mangel natürlicher und künstlicher Häfen gefährlich. Um sie zu sichern, und den Handelsverkehr mit dem Binnenlande zu vermitteln, hatten die Phönizier die Städte Tabne, Asdod, Ascalon, Gaza und Dor gegründet. (Im Hafen von Dor, in Jape hatte sich der Prophet Jonas mit andern Auswanderern nach Tartessus eingeschifft.) Die Phönizier ließen sich demnächst auch in verschiedenen ägyptischen Städten nieder; denn in ihren Händen befand sich ja der große Welthandel, welcher zu den Emporien Arabiens, Aethiopiens und Indiens, und von den Nilmündungen aus zu allen Ländern des Binnenmeeres und des Atlantischen Oceans reichte.

Die semitischen Stämme, die Hyksos hatten schon in

früherer Zeit Unterägypten erobert. Seit deren Vertreibung während der 18. und 19. Dynastie 1828 — 1206 standen die Aegypter und Phönizier im freien ungestörten Verkehr zur See und zu Lande. Die Pharaonen hatten von Vorderasien Besitz genommen, unter Mitwirkung der Phönizier in Unterägypten eine Seemacht geschaffen, und die Phönizier in ihren Niederlassungen begünstigt. Durch die veränderte politische Stellung, in welche Phönizien seit der Assyrischen Herrschaft (seit 1273) zu Aegypten gerathen, ward der Seeverkehr mit Unterägypten wesentlich beschränkt, und die dortigen Niederlassungen auf vielfache Weise beeinträchtigt.

Daß die Phönizier in Aegypten insbesondere den Handel nach Griechenland vermittelten, sagt:

Herodot, I. 1.

Joseph c. Apion, I. 12.

Odyssee, XIV. 288.

Die von Phönizien ausgesandten Handelscaravanen, welche nach Aegypten bestimmt waren, hatten an der Ostgränze ihre Station bei Pelusium am Berge des Jupiter Casius. Aegypten hatte seine Ostgränze durch eine hohe Mauer gesperrt, deren Eingang bei Migdal war.

Ezechiel, 29. 10. 30. 6.

Von dort führte eine Straße nach Baal Zephon (später Heroonpolis) am rothen Meere. Beide Städte innerhalb der Mauer belegen, waren phönizische Handelsstiftungen. Andere phönizische Niederlassungen in Aegypten waren in Libris und in Memphis, wo sie in dem sogenannten Tyrerlager wohnten.

Herod. II. 112.

Unter den Stapelplätzen der Phönizier an der herakleischen oder kanopischen Nilmündung war der Hafen zwischen dem alten Emporium Rhakatis (dem späteren Alexandrien) und der Insel Pharos und die letztere selbst die wichtigsten.

Strabo, XVII. 1.

Hier allein war in Psammetichs Zeit den fremden Schiffen der Zugang nach Aegypten gestattet.

Herod. II. 179.

Hier landete Menelaos.

Herod. II. 113.

Hier trat Jo in Aegypten ans Land.

Aeschyl. Prom. 846.

Weiter den Strom hinauf waren die phönizischen Stationen Byblos und Gynäkopolis.

Steph. B. V.

Die Mythe und Culten, die dauerndsten Zeugen aus der Vorzeit bekunden den gegenseitigen Verkehr zwischen den Phöniziern und Aegyptern. Wie die Götter und Mythen Griechenlands, von dem Zeitpunkte an, wo Unterägypten dem griechischen Verkehre offen stand, die mannigfachsten Einflüsse von dort erfahren haben, so tritt in der phönizischen Religion des höheren Alterthums uns eine ähnliche Erscheinung entgegen. Die Hauptgottheiten der Phönizier, Baal als Heracles und Astarte haben einen entschiedenen ägyptischen Charakter, und die ägyptischen Gottheiten Chons und Isis sind nach lokalen Gestaltungen vorwiegend phönizisch. Der Cult dieser Götter fiel zusammen; insbesondere der lybisch phönizische Herkules, dessen Cultus in Gades ägyptisch war

Mela III. 6. — Her. II. 113.
Sil. Ital. III. 25. — Pauſ. X. 13. 8.
Philoſtr. Vita Appoll. V. 5.

und der des phöniziſchen Serapis, der wiederum von den Aegyptern übernommen ward.

Hiernach iſt es nicht allein ſehr einfach den ägyptiſchen Charakter in Schrift und Darſtellungen des Sarkophags, als auch den Auszug durch Aegypten, auf welchen Herr Hernandez einen großen Werth legt, zu erklären, ohne deshalb die Coloniſation ſelbſt, oder die Arbeit des Monuments für eine ägyptiſche oder eine andere als lybophöniziſche halten zu dürfen.

Stellt der Strom, von welchem die Expedition ausging oder welcher als Waſſerſtraße der Expedition neben dem Zuge durchs Land benutzt wurde, den Nil vor, ſo zeigt die auf dem Bilde davor liegende Inſel uns offenbar die den Phöniziern gehörende Inſel Pharos, und die den Strom Herabkommenden konnten Phönizier, oder die unter ihren Auſpizien wandernden Fremden ſein, die ſich in den phöniziſchen Städten angeſchloſſen oder geſammelt hatten nämlich in Byblos, Gynäkopolis oder im Tyrierlager von Memphis, oder in Libris (li-Ebri, ad Ebraeos) alſo Juden worauf verſchiedene Phyſionomieen der Bilder deuten.

Ich gehe jetzt zu dem Funde ſelbſt über; zur archäologiſchen Bedeutung des Monumentes, zu deſſen Werthe und Aechtheit und zu der Zeit ſeiner Anfertigung.

Wie ſchon oben angeführt, meint Herr Hernandez, daß das Monument ein ägyptiſcher Sarkophag, gegen 2000 Jahre v. C. alt ſei, und daß derſelbe eine Mumie

enthalten habe, wobei er sich auf den Fundort bezieht, indem der Marmorsarkophag auf der Höhe eines Felsens über einer Kreideschicht mit kupfernen Nägeln angenagelt gewesen, und sich unter Alluvionen und einem celtiberischen Steinpflaster, und dies wiederum unterhalb eines römischen Pflasters befunden habe, wonach das Alter mithin über die celtiberische Zeit hinausreichen müsse.

Ich komme nicht wieder auf das oben angeführte Urtheil der Berliner archäologischen Gesellschaft zurück, da ich davon durchdrungen bin, daß eine Falsification weder durch Herrn Hernandez selbst, noch mit seinem Wissen oder durch irgend Jemand in Tarragona stattgefunden haben kann.

Dagegen werde ich diejenigen Momente zusammenfassen welche geeignet sind, neue erhebliche Zweifel gegen die Ansichten des Herrn Hernandez, daß es sich um einen uralten ägyptischen Sarg des ägyptischen Herkules handle, zu begründen.

I. Wenn die Trümmer wirklich zu einem Sarkophag gehört haben, so entspricht weder

a) die Form desselben den ägyptischen Särgen;

b) noch war derselbe groß, oder

c) tief genug, um einem menschlichen Körper von welchem man

d) nichts gefunden hat, Platz zu gewähren; eben so wenig ist

e) das Zusammenfügen der Platten des Sarkophages mittelst kupferner Nägel,

f) die Art der Annagelung eines Sarges, auf der Oberfläche eines Felsens, oder

g) das Material des Sarkophages ein in Aegypten gebräuchliches.

Mit Bezug auf letzteren Umstand will ich zwar zugeben, daß man das in Spanien gefundene schönste Material seiner Weiße, oder seiner leichteren Behandlung zum Graviren der Figuren wegen, genommen haben kann. Aber wenn es sich um eine ägyptische Beisetzung einer ägyptischen Mumie handelte, so mußte sie doch nach ägyptischen Ritualien und Bräuchen geschehen.

Eine Mumie wird durch das Einbalsamiren und das Einhüllen in Byssusgewänder conservirt. Wäre eine solche darin gewesen so hätte der ganze Körper den Arbeitern beim Zertrümmern des Sarkophages erscheinen müssen, und nicht einzelne Knochen, auf welche man sich erst hinterher erinnert haben will. Das Harz welches Hernandez an einem Fragment anklebend gefunden, kann nicht von einer im Kasten befindlich gewesenen Mumie herrühren. Wer solche Mumien gesehen, weiß, daß die Art ihrer Einbalsamirung und das Einhüllen in unendlich lange und dichte Gewänder ein Durchschwitzen von Harz nicht wohl möglich machen ließ.

II. Bedenklich ist aber ferner die Arbeit der Darstellungen, denn es ist durchaus nicht ägyptisch.

1. Das Eingraviren und Emailliren der Figuren in der hier angewendeten Weise.

2. Die Färbung einzelner derselben, und namentlich

3. Das Einbeizen der bunten Farben.

III. Noch bedenklicher sind der aufgestellten Behauptung gegenüber die Darstellungen selbst; denn

1) herrscht in demselben eine viel zu gesuchte mytho-

logische Gelehrsamkeit und zwar aus den heterogensten, im Occident erst seit der spätesten Zeit bekannt gewordenen Ideenkreisen, als daß an ein vorchristliches Alter zu denken wäre.

2. Befinden sich darunter Elemente, welche wie oben angeführt, der ägyptischen Darstellung durchaus fremd waren; so die geschilderten Thaten und das Kostüm des Hercules, die Sündfluth, der Zodiacus (sogar mit falsch gestellten Zeichen) Elephant, Kameel, die Gestirne und andere ausschließlich lybische und phönizische Beziehungen.

3. Andere Zeichen erscheinen verschieden von der ursprünglich ägyptischen Darstellung, so die Sterne, welche auf ägyptischen Monumenten nicht 8 Spitzen sondern deren nur 5 haben.

4. Es sind aber auch christliche Beziehungen nicht zu verkennen. Die mystischen, sinnlichen Darstellungen der Generation fanden kaum ihre Analogie in den Denkmälern der spätesten römischen Kaiserzeit. Auf diese Zeit deutet der Thierkreis neben Adam und Eva, welche letztere in ähnlicher Weise auf dem Sarkophage Pamfili synkretistisch, mit Gebilden des späteren Heidenthums zusammengestellt sind.

Die Schlange, welche neben Adam und Eva auf dem Schwanze steht, erinnert an 1. Mosis 3, wonach sie vor dem Sündenfall noch nicht auf dem Bauche kroch, sondern wie Luther sagt, aufrecht ging wie ein Hahn.

5. Als Anachronismen würden ferner betrachtet werden müssen, die christliche Darstellung des Gestorbenen mit den in Kreuzesform übereinandergeschlagenen Armen; die

Trachten der Krieger, die häufig angebrachten Hosen, die Steuerruder der Schiffe hinten statt an den Seiten.

Am allerbedenklichsten aber erscheint die ägyptische Hieroglyphenschrift, in welcher Herr Hernandez eine Menge von celtiberischen Charakteren entdeckt haben will.

Was die celtiberischen Schriftzeichen anbetrifft, so gestatte ich mir darüber aus Mangel an Kenntniß gar kein Urtheil. Mit Bezug auf die ägyptischen Hieroglyphen stütze ich mich auf die Zeugnisse meines gelehrten Freundes, des Herrn Dr. Brugsch in Berlin und auf die Ansicht des Herrn Professor Movers in Breslau, welche mir als bewährte Autoritäten gelten.

Diese angeblich celtisch-ägyptische Schrift erscheint demnach als eine durchaus unvollkommene und fehlerhafte Nachahmung ägyptischer Zeichen und Gruppen, untermischt mit phantastischen Charakteren. Die Nachahmung geht so weit, daß der Verfertiger selbst die verschiedenen Lagen der Hieroglyphenschrift nachzubilden gesucht hat, aber mit dem schlechtesten Erfolge. Daß diese Zeichen keine alphabetische Schrift enthalten, sondern wahre Hieroglyphenschrift darstellen, dafür sprechen die Verschiedenheit und Anzahl, welche ein gewöhnliches Alphabet bei Weitem übersteigt sodann aber die Anordnung der Zeichen selbst, welche nicht nebeneinander, dem gnostischen Prinzipe gemäß fortlaufen, sondern in symmetrischer Anordnung, bald über bald nebeneinander gestellt sind.

Es weisen jedoch die wirklich ägyptischen Zeichen, (welche wie oben bemerkt mit ganz fremdartigen Zeichen, Kameel und Elephant untermischt sind) sowohl durch ihren Styl als durch die Wahl der Hieroglyphen stets auf das

gnostische Aegypten hin, welches bekanntlich aus einer Sekte bestand, die ein verderbtes Hieroglyphenthum, vermengt mit semitischen Brocken auf christlichem Boden übertrug, und sich besonders in mystischen Darstellungen voller verkehrter Hieroglyphen gefiel, und hierin seine Höhe suchte.

Die neuerdings in Tarragona aufgefundenen ägyptischen Vasen, Würfel, Idole, Ringe 2c. zeigen eine ganz falsche und sinnlose Zusammenstellung von Hieroglyphen; ihnen mangelt an der Spitze der Schrift das Zeichen oder Namen desjenigen Gottes, den sie darstellen sollen; die Darstellung des Fischopfers auf einer wohlerhaltenen Vase ist seltsam, da Fische das Symbol des Hasses sind. Allein ich gehe hier über diese Details hinweg und fasse meine Ansicht in Nachstehendem zusammen.

Die Mischung von ägyptisch-, griechisch-, christlichen Elementen in den Darstellungen auf dem Sarkophage ist evident. Das interessante Werk des sardinischen Obersten la Marmora, Gesenius Monumenta Phoenicia, Neanders und Matters Geschichte des Gnosticismus, machen es nicht zweifelhaft, daß es sich auf dem Monumente des Herrn Hernandez um die Darstellung und Verehrung des lybisch-phönizischen Heracles handelt, aufgefaßt und ausgeführt im gnostischen Sinne in der spätesten römischen Kaiserzeit. Es sind gewichtige Bedenken, welche sich gegen die Aechtheit des Monumentes erheben. Das Wunderbare und Unaufgeklärte liegt in dem Mangel an Zusammenhang mit dem bisher Gekannten.

Von einer Falsification kann meiner Ueberzeugung nach so wenig die Rede sein, als von einer Fälschung in der neuern Zeit überhaupt. Der Fundort hat mit dem Un-

tergang des römischen Reiches seine Bedeutung in historischer, artistischer und religiöser Beziehung verloren. Er bildete den, einige hundert Fuß über dem Meeresspiegel erhabenen Hügel, welcher zur Kaiserzeit von den römischen Patriziern bewohnt ward. Die dort aufgefundenen Mosaiken, Vasen, Geräthschaften und Sculpturen deuten auf den Reichthum und Stand der Bewohner zur Römerzeit. Die Herrschaft der Gothen und Mauren hat Tarragona überhaupt nicht zum früheren Glanze zurückgeführt — insbesondere jenen römischen vornehmeren Stadttheil nicht wieder erstehen lassen. In den letzten drei Jahrhunderten ging Tarragona fast ganz zu Grunde. Die Bevölkerung verminderte sich, verarmte, und für antiquarische Studien geschah seither nur insofern etwas, als fremde Reisende Alles kauften, was der Zufall bei Ausgrabungen an Kunstschätzen gefördert hatte. Die Gründung eines Museums und die antiquarischen wissenschaftlichen Bestrebungen des Vereins zu Tarragona gehören der jüngsten Zeit an. Ich glaube annehmen zu können, geleitet durch die an dem Fundort aufgefundenen Werkstücke und behauenen Steine, daß ein Tempel auf jenem Orte gestanden, und zwar ein Tempel des Heracles, des Gründers von Tarragona, dessen Cultus, wie er notorisch in Gades bis zur Römerzeit in seinem ursprünglichen Typus dauert, so auch in Tarragona mit den phönizisch-ägyptischen Formenwesen bestanden haben wird; ich füge hinzu, daß ich der Meinung bin, wie die Arbeit des Sarkophages mit Benutzung der damals bekannten Mythen im gnostischen Style, der römischen Kaiserzeit, wo der Tempel vielleicht restaurirt ward, angehört. Unfern davon hat man in gut erhaltenen Vasen einen

braungelben Sand — und Asche gefunden. Ob man diese letztere für Asche des Hercules gehalten, ob Hercules wirklich in Gades in seinen Ueberbleibseln verehrt, ob man sie aus Gades geraubt? oder bei den vielen Angriffen aus jener Stadt nach dem Norden zu in Sicherheit gebracht? oder sie getheilt hat? das sind Hypothesen, die sich heute nicht mehr beweisen lassen. Daß die Herculescolonisation sich, den Darstellungen nach, besonders auf Tarragona bezieht, hat Herr Hernandez gewiß sehr richtig aus den cyclopischen Mauern Tarragonas, aus dem östlichen Küstenstrich Spaniens, aus dem Ebro, aus den Pinien u. s. w. wie man solche Beziehungen in den Zeichnungen leicht erkennen kann, gedeutet, wie ihm denn überhaupt ein Talent zum Combiniren nicht abzusprechen ist. Ob man jenen Sarkophag mit der Asche in die Fundamente des Tempels eingesenkt und ihn dort mit Nägeln und einer Gipslage befestigt — oder ob man ihn beim Herannahen der Gothen zu sichern, vergraben hatte, um ihn als ein Heiligthum in Sicherheit zu bringen — muß dahingestellt bleiben. Weitere Nachgrabungen werden vielleicht auch in dieser Beziehung Resultate fördern, wiewohl es zu beklagen bleibt, daß inzwischen berreits ein großer Theil jenes Berges abgegraben ist, also genauere Ermittlungen über die nächste Umgebung des Terrains unmöglich geworden sind.

Anhang.

Misteri de Adam y Eva.

PERSONES.

Deu Pare.	*Adam. Eva.*
Angel Chèrubi.	*La Serpent.*
Angel del Llegò.	*La Mort.*

Comenza Deu, y ans de comenzar se obri lo cèl ab molta música mentres que baixa, y en ser en terra, pàra la música, y diu Deu rahonant entre sì, en veu ferma y espayosa.

Deu. Puix ya he creat los cèls y la terra,
lo sol, la lluna, ab lo firmament,
esteles, planetes, signes sens erra,
la mar, los peixos ab altra desferra,
de animals diversos ab tots cumpliments;
fasám ara el home á nostra semblança,
al cual obeixquen les coses creades.

Ara lo fà Deu al home, y el pren de la ma, y el home está sense esperit, y Deu lo respira en la cara, y obri els ulls, tantots se adorm, y Deu lo recolsa en terra, y es fà dos pasos arrere, y diu en veu plena y espayosa.

Deu. En lo firmament, la mar y la terra
no es cosa creada, que sia mes bella,

donemli ajutori ab qui puga estár,
fasám dons la dona de la sua costella,
en qui lo mon se puga gojar
de tot lo creat sens rua, ni mella.

Ara sacosta Deu al home, y trau á la dona de la sua costella, y la dona se agenolla al costat de Adam, y diu Deu.

Deu. Adam, desperta, mira, pren esta doncella,
y ensemps en lo mon vullau procrear,
y de ta progenie se omplirá la terra,
ahon amplament podreu habitar.

Ara es desperta Adam, y se agenolla dabant de Deu, y Eva al costat esquerre tambè agenollada, y fan acatament à Deu, y diu Adam en veu ferma.

Adam. Aquest os de ma costella
de osos meus lha haveu creat,
perque unit estiga ab ella,
y en amor confederat.

Ara abraza Adam à Eva, y diu Deu.

Deu. Menjau á vostra fantasia
dels fruits del Paradis terrenal,
sols lo fruit de aquell no sia,
que es á saber lo bé y lo mal;
perque en lo punt que en menjareu,
será el castich de tal pecat,
que certament de mort morreu,
sens remey, ni pietat.

Ara Deu els dona la bendiciò, y sempuja al cel en mùsica, y en habersen pujat Deu, Adam y Eva se alcen, y van pasejant lo Paradis, y diu Adam en veu alta.

Adam. O excelses maravelles!
primors subtils, molt grans y bells,
veig en est hort:
que fresques aygües, y quin confort
de olors tan fines!
que fruites! què plantes á tan divines!
o que fragancia
de aromátichs, y abundancia,
y altres primors!

Ara diu á Eva.

No veus, Senyora, los colors
de estes floretes,
com son perfectes y devisades?

Ara fan acatament à Deu.

Lloem á Deu, que les ha criades,
ab cor sancer.

Eva. Etern saber, senyor Adam, es lo de Deu:
no contemplau y compreneu
lo gran concert,
que tot florix, y res no es pert
de quant hia?

Ara sempuja la Serpent al abre.

Anarmen vull, Senyor en llá,
si a vos plau.

Adam. Anau, Eva, y pasejau,
que asi os espere. *(Gitas à dormir Adam.)*

Crida la serpent à Eva per tres vegades, y à la ùltima respon.

Serpent. Eva, Eva, Eva, no te alteres.

Eva. Qui eres tù, qui axí em nomenes?

Serpent. No en veus? Serpent.
Considerant lo manament
que eus ha fet Deu omnipotent
en aquest hort,
ahon consestix tan gran deport,
he vengut prest.
Eva. Y dons, que vols?
Serpent. Yo no vull res
pero seria bé saber,
per què eus ha manat Deu,
que no menjeu de aqueix fruit?
Eva. Perque vol expresament
que no el toquém,
ni cuit, ni crù,
que si el mordém,
mordrans la mort.
Serpent. Menjau, mordeu, que no morreu,
y ab tal gust tindreu de port,
y así sereu semblans á Deu.
Eva. Serpent, ya veig quem vols tentar,
y vols que hatja de trencar lo manament
de mon Senyor Omnipotent,
mes no ho bull fer,
que cert aqueix es mon parer.
Serpent. Per què publican vostra rahò
peral opòsit,
ò declarau vostron propòsit?
Eva. Ya hue dit, per no morir,
que si á tù et vull obehir
en menjar de aquest fruit,

tantost morré,
que el Etern Deu així ho digué.
Serpent. Si Deu volguera,
que no en menjaseu algun dia,
nous lo mostrára,
ni entre els altres lo creára,
per hon me par,
si no en menjeu sereu salvajes
sens caber.
que si Deu vos diu morreu, fonch
per feros por,
perque el serviseu ab amor,
car si en menjau, sabreu
bé y mal, com certament
sab Deu molt bé,
y lo saber es gran cabal;
preniu dons, puix vos convé.
Eva. Si per menjar de aqueixa fruita
tinch de pujar á tan alt grau,
com de present manifestan,
yo so contenta.
Pren Eva la manzana, la mocega, y diu.
Eva. Per cert, que es fruita
quem agrada per la sabor,
ara conech lo gran error que yo tenia,
manifestant que no volia;
mes vullne dar
á mon marit prest á menjar,
perque sapia lo bé y lo mal,
y ab tot capia ab gran saber.

Ara và Eva buscant à Adam, y cridanlo ab veu amorosa, y el troba adormit, el desperta, y diu.

Eva. Adam, Adam? Ha Adam?
Adam. Eva? *(Despertas.)*
Eva. Ab gran plaer vos vull contar
lo que no os puch amagar.
Adam. Y es?
Eva. Que he menjat
del fruit aquell,
quens ha vedat nostre Senyor.
Adam. Eva, diyau, qué tal error haveu comés?
no sabeu, que ens ha promès
la mort cruel
en semblant cás lo Rey del cel?
mes bé es demonstra
lo molt fragil forza vostra
en resistir
lo que ens fará la mort sentir.
O pena greu!
que nons harja manat Deu
sino guardar,
que no haguesem de menjar
de aqeixa fruita;
y vos tantost ab tan gran cuita
nhaveu menjat!
No cometré yo tal pecat,
ni villania;
ans ab molta cortesia
men guardarè,
y deix fruit non menjarè.

Eva. Molt gran temor
mostrau tenir, senyor, á laspra mort;
que Deu ya haurá mudat dacort;
puix yo em veig sana,
y he menjat be la manzana;
per sò menjau,
y eix tan gran temor deixau,
que así os ne porte,
y en asò molt vos exhorte,
que em digau si,
car cert me plaureu à mi,
que Deu Etern
no ha menester aquest gobern,
ni el reservar
fonch per volersen seciar;
mes per tenir
en quel hatjám de obehir,
guardant en ell
lo tal manament fet per ell.
Adam. Per cert que eus ha donat
molt poch saber
aqueix fruit bell, sabent molt bé,
que no el guardaba per ell.
Voleu saber,
aqueix fruit bell nons fon vedat
per lo increat,
sino per veure en quant seria estimat
son manament,
per hon verdaderament
non menjaré,

ni menys la mort mescrearé
per ningun camì,
encara que quant toca á mi,
es un no res;
mes trists dels que vindrán després,
que plorarán
per lo que culpa no tindrán!
Y si dieu que nhau menjat,
y no sou morta,
vos morireu, quant Deu voldrá,
y mes, que no sabreu, com, ni quánt será.
Eva. Be sens matará per un bosì,
ni voldrá vengar de mi,
sent sa factura?
No temau desaventura,
que yo, cert que no puch creure,
que sin menjau,
qué eus costará?
que veu que nostron Deu Omnipontent
per espantarnos,
inocens, per castigarnos,
nos diu: morreu;
còm creeu, que ignoraba Deu,
que yo havia
de pecar en aquest dia?
No os vull dir mes,
sino voleu, no mi dò res;
que ara conech,
y molt clarament entench
quant me estimau;

tan cego sou, que no mirau,
que qui ens ha dat
vida, bens y tal estat,
no ens matarà,
ni en res de asò en dispagarà?

Ara fa Adam un estrem de gran pesar, y monstrantse molt temeròs, diu.

Adam. O greu porfia! (*apart.*)
Puix, en tot cas, voleu que menje
deix fruit, que Deu nos vedà,
yo ens promet, que ell se en vengue,
vos veureu que ne ixirà.

Pren Adam la manzana tremolant, y apenes sen menja un bosì, crida Deu ab gran colera.

Deu. Adam, ubi es?

Adam despullat. Oin, Senyor, la vostra veu,
fugí trobanme despullat.

Deu. Què estás nù? qui tha mostrat
fer contra el manament meu?

Adam. Esta dona ho ha causat,
que emdonás per companya.

Eva. Puix tampoch la culpa es mia,
que la serpent me ha enganyat.

Deu enujat. Sobre els pits aniràs, Serpent maleyta,
ton past serà, que menjaràs, la terra,
tindrà mon fill la mare tan beneita
que et romprà el cap, y et dara mortal guerra.
Y tu, Eva, multiplicats serán tots parts á pena,
y à ton marit seràs dona sosmesa:
esterils, anys, Adam, será la tua estrena

del teu pecat, y de suhor molt plena,
y perque del pecat me pagues pesa
será el teu cos llanzat de esta Devesa.

Deu crida al Angel.

Angel molt fort y preminent,
Ministre meu imperial,
llanzau al desobedient
Adam del Parais terrenal.

Angel. Adam, yo et port dolorosa embaixada,
y et vè de part del Senyor Deu eternal;
diu, que perdau lo Paradis terrenal,
la qual ciutat tan malament haveu guardada.

Adam y Eva. Peccavimus, iniquè egimus,
parce nobis Domine.

Angel. Per molt llarch tems en vida fatigada,
diu que ab suhor de vostra faz viureu,
puix sou venguts contra el manament seu
per lo consell de la Serpent malvada.

Adam y Eva cantant, y fugint del Angel que els amenaza.

Angel beneyt, puix Deu nos ha llanzat
del Paradis, é condemnats á mort,
de nostra part tenim recort,
com de ses mans nos ha fet é format
á la sua figura.

Angel. O trists mortals! de mort ab greu sentencia,
puix no obeis los manaments de Deu.

Ara la mort els abraza.

de aquest delit, forza es que os naneu;
treballs, y afanys pendreu ab paciencia:
en laspra vall de plors, gemechs y pena,

viurás, Adam, ab Eva é tots tos fills
per tont pecat lligats ab forta cadena,
y en seps, ab tu badeig, natura humana,
que el infinit Senyor Deu axí ho mana.

Adam y Eva cantant.

O Juje just, Senyor, mercé ens hajau,
é nons doneu sentencia tan forta,
perque os pregám, Senyor, que ems vullau dir
si podrem may el Paradis obtenir.

Angel. Vostra clamor dabant de Deu es pujada,
diu que eus fará gracia especial,
que pendrà carn per obra divinal,
é naixerá de una Verge Sagrada
ver Deu y Hom; dons nous desespereu,
que certament per tots morirá en creu,
llavons sera natura reparada.

Quant se despedix lo Angel, canten un duo, y en havent acabat, toquen les sirimies.

Domine Deus noster, in te sperantes non despicies.
Eruisti nos ex inferno inferiori.

Privilegio de Capitan General en el Reino de Valencia en favor del Ilustre D. Juan Marques de Brandenbourg.

(Archiv von Valencia.)

Nos Carolus divina favente clementia, electus Romanorum Imperator semper Augustus Rex Germaniae: Joanna ejus Mater et idem Carolus Dei gratia reges Castellae, Aragonum, utriusque Siciliae, Hierusalem, Vngariae, Dalmatiae, Croatiae, Legionis, Navarrae, Granatae, Toleti, Valentiae, Galetiae, Majoricarum, Hispalis, Sardiniae, Cordubae, Corcirae, Murtiae, Gienis, Algarvii, Algecirae, Gibraltaris, Insularum Canariae, necnon Insularum Indiarum maris oceani, Archiduces Austriae, Duces Burgundiae et Brabantiae, etiam comites Barchinonis, Flandiae et Tiroli, etiam Duces Viscajae et Molinae, etiam Duces Athenarum et Neopatriae, comites Rossilionis et Ceritaniae, Marchiones Orestani: Dudum nostro cum privilegio oportune expedito Serenissimam Dominam

Germanam Reginam Aragonum Matrem nobis carissimam officio generalis Locumtenentiae praedicti nostri Valentiae Regni praefecimus, cui cum ob sexum foemineum minime arma gerere liceat aut res bellicas personaliter exercere; oporteatque quamprimum et sit valde necessarium suprefato regno attentis illius proxime lapsis tumultibus et popularibus seditionibus et quod regnum praedictum in ejus magnis confinibus possesorumque prout fieri solet ab hostibus nostris gallis, aliisque piratis et infidelibus diverso modo vexari, confligi, seu inquietari, unum constituere armorum capitaneum, cujus auxilio et industria praefata Serenissima regina regnum ipsum securius gubernare, tutumque protegere valeat, vos Illustrem Joannem Marchionem de Brandemburg consanguineum nostrum carissimum, ejus virum seu maritum, cujus morum elegantiam, claritatem sanguinis, prudentiam, sagacitatem, eximiamque belli scientiam et aliarum animi corporisque virium integritatem, satis compertam habemus, caeteris in hoc duximus praeferendum. Tenore igitur praesentium, expressa scientia, regiaque auctoritate nostra et consulto ac motu proprio, vos, praefatum Marchionem, ducem et armorum capitaneum generalem nostrum in eodem Valentiae regno, creamus, constituimus et ordinamus, nostro tamen regio durante beneplacito. Itaque vos Illustris Marchio denominatus de Brandemburg, sitis armorum capitaneus generalis noster in toto dicto regno, ejusque districtu, tam maritimo quam terrestri; possitisque et libere

valeatis convocare et congregare gentes equestres et pedestres, tam ad bellum et regni defensionem, quam in justitiae suffragium, seu alios actus quoscumque, servitium nostrum et rei publicae utilitatem concernentes illiusque stipendia solvere, statuere, stabilire et assignare, sumptibus tamen nostris et expensis et curiae nostrae; necnon habeatis in dicto regno omnem illam potestatem, jurisdictionem et superioritatem, quam capitanei generales nostri armorum habere soliti sunt, possunt atque debent quovismodo exercere, tam per vos, quam per alios sub - capitaneos et personas a vobis deputandas et ordinandas; ac alias utamini et gaudeatis omnibus illis gratiis, favoribus, praeheminentiis et prerogativis, quibus caeteri duces et capitanei generales armorum in dicto regno uti et gaudere consueverunt; dantes et concedentes vobis talem et tantam potestatem et facultatem, jurisdictionem, liberamque justitiae administrationem sub praemissis, quantam nos ibidem personaliter praesentes haberemus et habere possemus, quomodo volumus insuper et vobis concedimus simul cum dicto officio, quod in eodem Valentiae regno sitis ejusdem Serenissimae Reginae Locumtenentis generalis nostrae primus consiliarius praecipuus, quum et praecipuum primum habeatis in regio consilio locum atque sedem, caeterisque omnibus ejusdem regni consiliariis praeferamini. Serenissimae propterea Reginae Locumtenentis generali nostrae dicimus et rogamus, caeteris vero universis et singulis officialibus et subditis nostris, tam

majoribus, quam minoribus in dicto regno constitutis et constituendis, juratis insuper et conciliis et probis hominibus quarumcumque civitatum, villarum et locorum regni praefati, sub corporalis vitae amissione, distincte praecipiendo, mandamus, quatenus praedicto nostro regio beneplacito perdurante, ut vos praenominatum Ilustrem Marchionem pro capitaneo generali nostro in dicto regno habeant, teneant, reputent, honorificent atque tractent, vobisque et jussionibus vestris pareant et obediant in omnibus iis, in quibus capitaneis guerrarum et armorum generalibus parere debent, in contrafaciendo ratione aliqua sive causa, proquanto praefata Serenissima Regina nobis, more gerere, caeteris vero officialibus et subditis nostris praedictis praeterire, et indignationis nostrae in cursu per se apposito, verenter incurrere poenam. In cujus testimonium praesentem fieri jussimus, nostro communi, quo antequam ad Sacrum imperium electi essemus, utebamur sigillo, cum nondum alia fabricata fuerunt, superius munitum. Datis in civitate Burgorium die decimo quinto mensis Septembris anno a nativitate domini millesimo quingentesimo vicesimo tertio, regnorumque nostri videlicet, electionis Sacri Imperii anno quinto; regnique Castellae, Legionis, Granatae XXo. Navarrae nono, Aragonum vero, utriusque Siciliae, Hierusalem et aliorum octavo, regni vero omnium octavo-Jo el Rey-Vidit Cajus-Vidit Leonardus Sanchis Thesaurarius generalis - Vidit Thomas Alemany, contrarelator ge-

neralis - Vidit Figuerola regens - Vidit quaestor generalis - In diversorum sigilli communi 6°. fol. 86. Caesarea et Catholica Majestas mandavit mihi Hugoni de Vrries, vista per canceliarium Figuerola regentem, canceliarium Thesaurarium conservatorem et contrarelatorem generalem - registrata.

Inhalt des ersten Bandes.

Inhalt des zweiten Bandes.

Druck von A. Bahn & Comp. in Berlin, an der Schleuse 4.

Schlachtordnung bei Lepanto 7. October 1571.

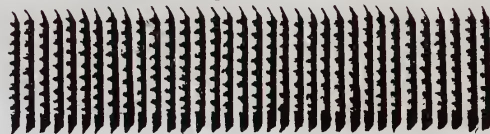
galerÿ : 150 : et galiottÿ et fustÿ n: 150 —
sono in tuttÿ n: 300 —



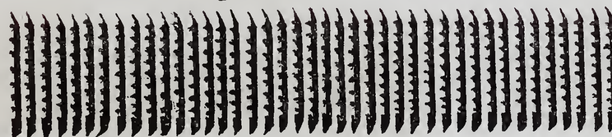




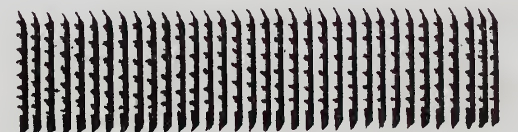

galerÿ : n : 54.



galerÿ : n 61:



galeri : n : 54.

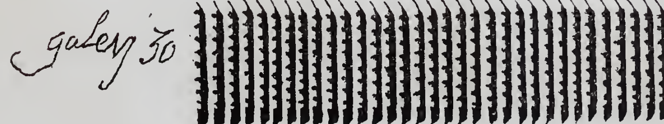




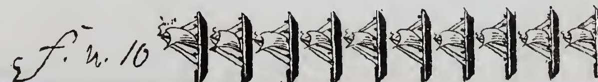


















Erläuterungen des Hercules - Grabes zu Tarragona

in bildlichen Darstellungen von №1 - 14.



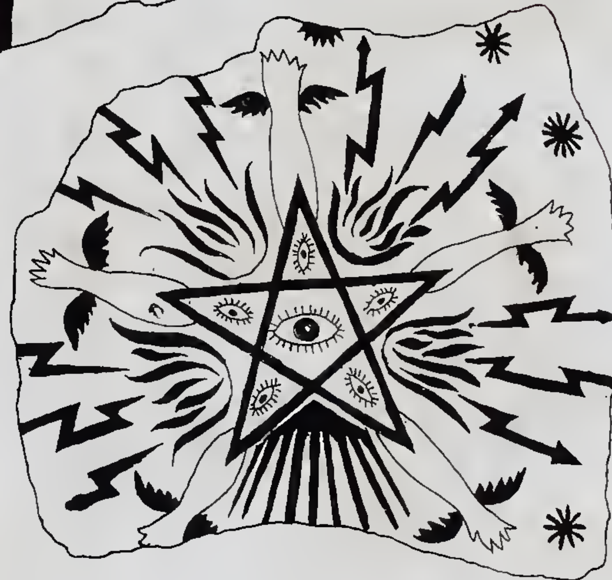


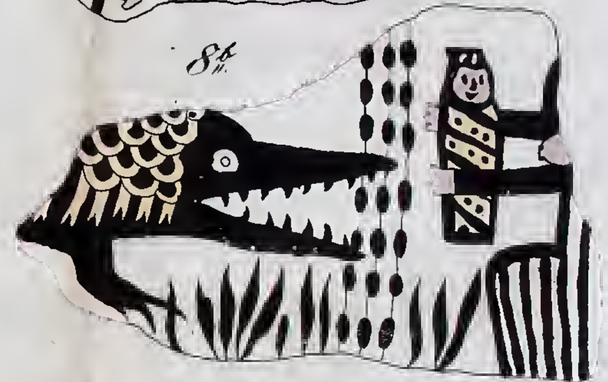


















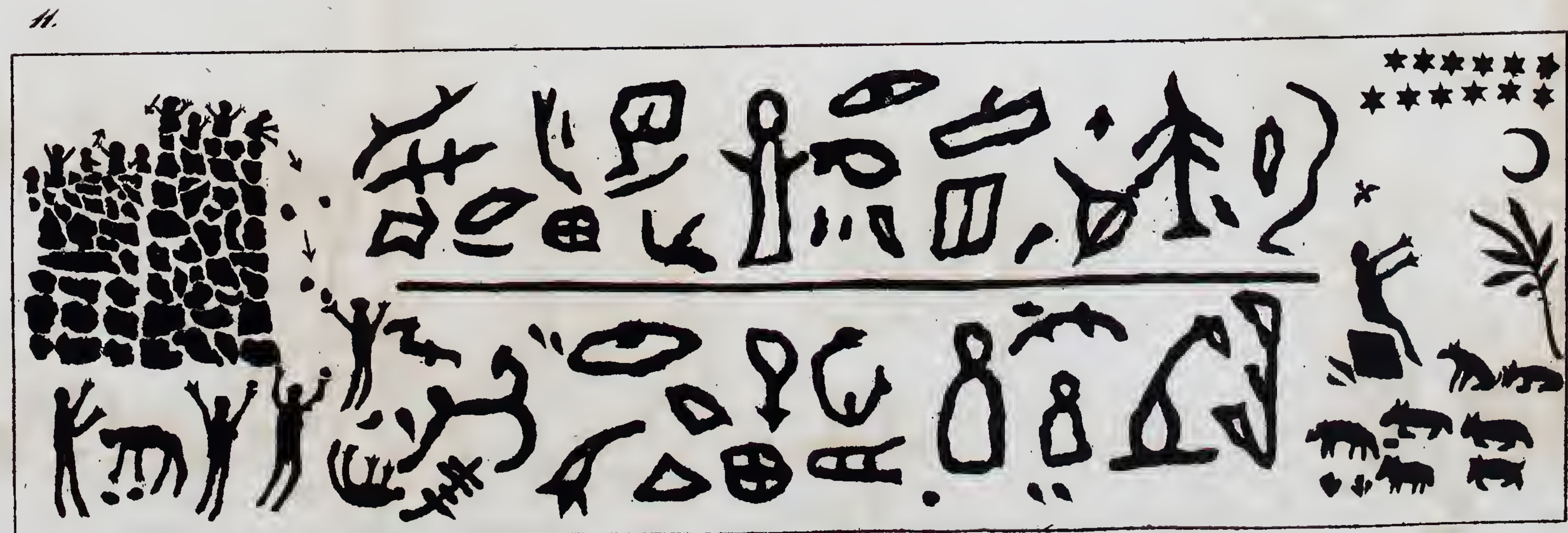

9a.


9b.


10.


10a.


12.

11.




13.

